

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2006 121. Jahrgang

Gott - Schöpfer des Himmels und der Erde?

Betrachtung über die Entstehung der Welt und des Menschen

Die Entstehung der Welt.

Die gängige Theorie ist, dass der Beginn der »Welt« mit dem Urknall gleichzusetzen ist. Manche Forscher bestehen jedoch darauf, dass man darüber nichts wissen könne, da ja nur »Rückschlüsse« möglich seien, deren Ergebnisse wären jedoch keineswegs streng logisch begründbar.

Eine weitere Theorie hätte vermutlich Goethe gut gefallen, dass nämlich ein sich ständig wiederholender Ausdehnungs- und Kollabierungsprozess den Ablauf der Welt bestimme. Im Moment befänden wir uns in einem Ausdehnungsprozess.

Die Gesetze, nach denen die Evolution abläuft, nach denen auch alle Vorgänge im Weltall sowie auf unserer Erde ablaufen, haben sich im Zuge der Evolution selbst gebildet. Auf die Erde bezogen bedeutet dies, dass alles, das Unbelebte und Belebte, festen Vorgaben unterworfen ist, die jedoch eine riesige Fülle von Bezügen und Rückbezügen, Querverbindungen und Entscheidungsmöglichkeiten enthalten. Die ungeheure Vielfalt der Erscheinungen auf dieser Erde bezeugt dies.

Ein Grundgesetz der Evolution wird formuliert als ein Vorgang der Information und Selbstorganisation. Das bedeutet, dass alle Lebensvorgänge sich organisch aus sich heraus weiterentwickeln und die Fähigkeit besitzen, sich selbst zu organisieren.

Am bekanntesten sind Darwins Gesetze vom »Kampf ums Dasein« und der »Erhaltung der Art.« Unter dem Kampf ist nicht der Ausrottungskampf der Stärkeren gegen die Schwächeren ge-

meint, sondern die Überlegenheit der besser Angepassten gegenüber den anderen.

Unter »Erhaltung der Art« wird subsumiert alles, was eigentlich der ersten These widerspricht, was aber für das Weiterleben einer Art unabdingbar ist, Gemeinsamkeit im engeren Verband gehört ebenso dazu, wie Rücksichtnahme in einem größeren Biotop, Symbiose zwischen verschiedenen Arten, wie die Inanspruchnahme ganz anderer Lebewesen zum Beispiel bei der Brutpflege. Alle diese Vorkommnisse gehören zu einem Ordnungsdenken, das der Evolution an sich innewohnt. Sie gehorchen dem Gebot der Zweckmäßigkeit ebenso, wie grausame Handlungen bei der Nahrungsgewinnung von Fleischfressern.

Viele Vorgänge des Entstehens und Vergehens ganzer Tier- und Pflanzenarten zeigen, dass alle Vorgänge in der unbelebten, wie der belebten Natur völlig amoralisch ablaufen. Nirgends ist ein moralischer Ordnungs- und Gestaltungsfaktor zu erkennen. Dies mag manchem nicht so recht einleuchten, sind wir alle doch sehr gewohnt die »Wunder Gottes« in der Natur und ihre Schönheit zu bestaunen. Wer dies tut, trifft eine Auswahl aus der Fülle der Erscheinungen, die, man erkennt es sehr schnell, wenn man sich etwas Mühe gibt, an Willkürlichkeit nicht leicht überboten werden kann. Fällt es schon in der Pflanzen- und Tierwelt nicht schwer zu erkennen, dass bestimmt kein »moralisches« Prinzip in ihren Abläufen obwaltet, so ist es evident, wenn man den Ablauf der Geschichte der Menschheit betrachtet. Doch davon später, wenn von dem Re-

Inhalt

■ Artikel

- Dr. Ludwig Blendinger,
Gott - Schöpfer des Himmels
und der Erde? 165
- Ernst Zuther,
Risiko Religion 170
- Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 178

■ Aussprache

- Johannes Münderlein,
Das Gebet für die Obrigkeit 171
- Gerhard Baumgärtner,
Andere, nicht mehr
Gottesdienste! 172
- Dr. Volker Schoßwald,
Bitte um Wiederaufnahme 172
- Dr. Gereon Vogel-Sedlmayr,
Päpstlicher Modus Operandi 172

■ Zur Diskussion

- Lorenz von Campenhausen,
Ruhestandswohnsitz 177

■ Bücher

- Gerhard Wendler,
Eberlein, Christsein
im Pluralismus 176
- Martin Ost,
Saegner, Papa, wo bist Du? 176
- Wolfgang Huber,
Bonhoeffer, Widerstand
und Ergebung 177

■ Ankündigungen

178

giment des Bösen zu reden sein wird.

Der Mensch gehört erst einmal ganz und gar der Tierwelt an.

Biologisch-anatomisch gehört er zu den Säugetieren und auch seine sozialen Verhaltensweisen haben ihre Wurzeln in der Tierwelt und da nicht nur in den nächsten Verwandten, den Menschenaffen. Die Verhaltensforscher, Konrad Lorenz sei als ihr prominentester Vertreter genannt, zeigen in immer weitergehenden Untersuchungen, wie sehr der Mensch eingebunden ist, in die bizarre Welt der Tiere, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Selbst Erscheinungen im geistigen Bereich des Menschseins, die wir gewohnt sind als typisch menschlich zu interpretieren, ordnen Neurophysiologen ganz normalen Steuerungsvorgängen unseres Gehirns zu, sind also Funktionen unserer Körperlichkeit. Ich muss gestehen, dass manche dieser Erklärungen mir etwas zu weit hergeholt erscheinen, oder, dass sie angeblich ihren Ursprung haben in den Chromosomen oder Genen.

Es ist wohl unstrittig, dass die Lebewesen der Pflanzen- und Tierwelt ein genetisches Gedächtnis besitzen, das dafür sorgt, dass die Entwicklung jedes Individuums von Beginn an in den Bahnen verläuft, die durch die Evolution vorgegeben sind. Dass in der Natur aber auch Regulationsmechanismen wirksam sind, für die nächste Zukunft einer Art optimale Bedingungen zu schaffen, wird vielfach abgelehnt. Alle Anpassungsvorgänge würden durch Mutationen ausgelöst, die erst einmal völlig willkürlich geschehen. Die Auswahl nach brauchbar oder nicht, geschehe dann durch ganz normale Selektion.

Zukunftslosigkeit der Evolution?

Ich war mit dieser »Zukunftslosigkeit« der Evolution immer unzufrieden, wobei für mich hier nicht die Frage Evolution oder Schöpfer ins Spiel kommt. Ich bin der Meinung, dass es im Evolutionsgeschehen durchaus zielgerichtete Entwicklungen gibt und möchte Beispiele dafür anführen.

Bei den meisten Herdentieren finden vor der Paarungszeit Rangordnungskämpfe der männlichen Tiere statt, die zum Ziel haben, dass eines, oder in sehr großen Herden mehrere einen Harem um sich versammeln und genau darauf achten, dass kein schwächeres männliches Tier Zutritt bekommt. Was in den

Tieren bei ihren Kämpfen, die meist unblutig verlaufen, vorgeht, wissen wir nicht. Es kann einfach der Wunsch sein, die eigene Überlegenheit zu beweisen. Erzielt wird dadurch aber, dass ihre Nachkommen die erfolgreichsten Gene der Herde bekommen, also den Herausforderungen in ihrer, der nächsten Generation optimal gewachsen sind. Es ist eine Zuchtwahl, die ihre Ergebnisse erst in der (nahen) Zukunft bringt.

Bei manchen Rudeltieren sind die Verhältnisse noch krasser. Hier ist oft nur das dominante Paar zeugungsberechtigt. Die übrigen männlichen Tiere werden verstoßen, die weiblichen bleiben zumeist im Rudel und dürfen bei der Betreuung der Jungen und bei der Jagd helfen. Dieses System kann natürlich nur bei Tieren (z.B. großen Raubkatzen) funktionieren, die wenig Feinde haben und deshalb keine Überzahl beim Nachwuchs benötigen. Hier ist die Auslese hin zu den besten Vertretern eines Rudels noch ausgeprägter. Nur deren Nachwuchs garantiert (optimal) die Zukunft. Ob hinter diesem Verhalten auch die Sorge steht, das Futter könne nicht ausreichen, wenn alle Weibchen Junge bekämen, möchte ich nicht ausschließen. Andere Tierarten, wie die Greifvögel, lösen dieses Problem durch die Tötung der Schwächsten. Vorausschauende Methoden wie bei den Herden- und Rudeltieren kenne ich in der Tierwelt sonst nicht.

Exkurs über den Ursprung der Welt:

Ich gehe aus von einer mit großer Erbitterung geführten Diskussion in den Vereinigten Staaten zwischen den Kreationisten und Evolutionisten. Die ersteren bestehen darauf, dass sich die Entstehung der Welt in wenigen tausend Jahren, gemäß den Schöpfungsberichten der Bibel ereignet hat, die anderen erkennen das Bild der Naturwissenschaften an, das einen Zeitraum von Milliarden von Jahren und eine ständige Weiterentwicklung der Welt für erwiesen hält. Eine Zwischenstellung nehmen die ein, die ein »intelligent design« hinter der Schöpfung als bestimmendes Moment sehen. Sie stehen damit zwar den Kreationisten näher, vermeiden aber eine allzu starke Bindung an den Bibeltext. Ich selbst bekenne mich als Naturwissenschaftler und Biologe uneingeschränkt zur Evolution. Ihr Zeit- und Entwicklungsschema stimmt für mich mit der durch die Forschung erkennbaren Abläufen

der Natur überein.

Hat aber ein Schöpfer die Welt erschaffen, so muss dies wohl eine Person sein, denn »den Schöpfer« kann man sich schlecht als eine Idee vorstellen. Bejaht man diese Frage, so ist der Schöpfer Gott. Doch welcher Gott ist gemeint? Der Götterhimmel der Menschheit und der Zeiten ist voll von Bildern über Personen, denen die verschiedensten Religionen den Titel Gott zuerkannten. In unserem Zusammenhang ist die Frage, wo in unserem christlich-abendländischen Weltbild ein Gottesbegriff ist, der abdeckt, was den Schöpfer, aber auch den Gott der Bibel, besonders aber den des Neuen Testaments näher beschreibt.

Der Schöpfer?

Da habe ich meine großen Schwierigkeiten. Wenn ein Schöpfer-Gott ein Weltall erschafft, das, ich legte es oben dar, nach sehr komplizierten, aber völlig moral-freien Gesetzen funktioniert, dann ist das nicht der liebende, barmherzige Vater, der sich den Menschen in ihrer Not zuwendet, einer Not, die er in millionenfachen Fällen nicht zu verhindern weiß, in der er aber weiterhilft und tröstet. Besteht man aber auf einem Schöpfer-Gott, der mit Umsicht und Allmacht die Welt nach seinem Willen führt und lenkt, dann finde ich den nicht in der Welt, in der wir leben. Es sind somit vor allem moralisch-ethische Gründe, die es mir unmöglich machen an einen Schöpfer zu glauben, wie er im Glauben der Christenheit weit verbreitet ist. Zu sehr klaffen auseinander: sein Anspruch und der Zustand der Welt seit ihrem Bestehen, dieser Blutrausch an Bosheit, der sich mit Leidenschaft an denen vergeht, die mit irgendwelchen »Kriegszielen«, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht das Geringste zu tun haben. Die Katastrophen in der Weltgeschichte, die kleinen und die weltweiten, als Strafen für »unsere Sünden« zu erklären, setzten einen Gott voraus, der mit dem der Bibel nichts gemein hätte. Der »barmherzige Gott« nimmt aber in der gesamten Bibel einen sehr breiten Raum ein. Wäre er gleichzeitig der allmächtige Schöpfer dieser Welt, sie müsste anders aussehen.

Der Mensch:

Von ihm habe ich bisher nur im Zuge der Evolution gesprochen, dass er zur Familie der Säugetiere gehöre. Doch, dass damit das Menschsein keineswegs vollständig erklärt sein kann,

ist klar und die Berichte der Bibel über die (von den Tieren abweichende) Erschaffung des Menschen machen durchaus Sinn. Was wird dort berichtet?

Erstens: Der Mensch wird extra geschaffen, eine biologische Verbindung mit der Tierwelt gibt es nicht.

Zweitens: Gott schuf den Menschen »nach seinem Bilde.« Das will heißen, der Mensch steht Gott näher als der Tierwelt. Die Orientierung nach Gott hin wird deutlich in der Sündenfallgeschichte. Der Sinn könnte sein, dass der Mensch Gefahr laufen könnte, sich aus der Gemeinsamkeit der Schöpfung zu verabschieden und sich über alles zu stellen. Später räumt Gott allerdings dem Menschen ausdrücklich die Herrschaft über die übrigen Lebewesen ein, wiederholt und verstärkt im noachitischen Bund.

Ich habe mir lange überlegt, wie das zu verstehen ist. Könnte es nicht sein, dass diese Gedanken entstanden zu einer Zeit, als die Menschen der Natur noch hoffnungslos unterlegen waren? Klimatische Einwirkungen, jedoch nicht nur langfristige Änderungen, sondern einfach das schutzlose Ausgesetztsein gegenüber Regen und Wind, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, die allgegenwärtige Angst vor wilden Tieren, denen die Menschheit in ihren Anfängen völlig ausgeliefert war?

Der andere biblische Schöpfungsbericht bringt einen ganz anderen Gedanken ins Spiel, der merkwürdigerweise inhaltlich, wenn auch nicht der Form nach, korreliert mit einer Erzählung im Gilgamesch-Epos über die »Menschwerdung« Enkidus. Der entscheidende Satz nach Luther: »Ich will ihm eine Gehilfin schaffen«, ist unzureichend übersetzt. Das griechische Wort hat viel mit Hilfe in gefährlichen Situationen zu tun, besonders im Krieg. Damit wird ausgedrückt, dass Adam eine Partnerin bekommt, die ihm in besonderer Weise zugeordnet ist und er ebenso ihr. Solche Bindungen gibt es bei den Homini- den (Menschenaffen) nicht, oder höchstens ansatzweise. Die Ordnung in einer Hominidengruppe wird bestimmt durch den Geschlechtsunterschied, so wie durch die Rangordnung.

Im Gilgamesch-Epos ereignet sich die Vermenschlichung Enkidus, als Beispiel für die Menschwerdung überhaupt, in einer Zeit, in der es schon Städte gibt. Dieses zeitliche Durcheinander soll uns hier nicht stören. Enkidu lebt in einer Herde von Pflanzenfressern, frisst wie

Gras und Laub wie sie und ist ein Teil der Herde. Er ist völlig behaart. Dass er dennoch schon »menschlich« fühlt zeigt sich darin, dass er die Fallen des Jägers zerstört. Dieser beschwert sich bei Gilgamesch und man beschließt, eine Tempeldirne solle Enkidu verführen. Der Plan glückt und nach einer Zeit des Kennenlernens, sprachlicher Austausch wird eigens erwähnt, ziehen beide in die Stadt. Auf dem Weg gibt die Dirne, man kann sie schon Enkidus Frau nennen, ihm viele Ratschläge, wie er sich zu kleiden und zu benehmen habe. So ist also auch hier der Übergang zum vollen Menschsein mit einer starken Bindung zwischen Mann und Frau beschrieben.

Philosophen und Biologen gehen die Frage nach dem ersten Menschen völlig unterschiedlich an.

Die Dialogfähigkeit wäre das entscheidende Merkmal, sagen die Geisteswissenschaftler. Dazu gehört natürlich in erster Linie die Sprache selbst, aber auch die Bereitschaft mit anderen zu sprechen und nicht nur Warnungen oder Befehle von sich zu geben. Die Biologen und Paläanthropologen können mit diesen Kriterien nichts anfangen. Sie müssen die Archäologen bemühen. Deren Kriterien sind: Das Gehirnvolumen, Strukturen in der Anatomie des Rachenraumes (kann man mit so einem Rachenraum überhaupt saubere Laute bilden?), Beweise am Knochensystem für den aufrechten Gang und letztendlich der Nachweis von Bestattungen und von Kunstwerken, bei denen in den meisten Fällen völlig offen ist, welches Motiv dahinter steckt.

Eine Evolutionistin hat den Begriff vom »Quantensprung der Evolution« für die Menschwerdung geprägt. Für die Bedeutung dieses Vorgangs ist dies sicher angemessen, nur – »Quantensprung« – passt schlecht für eine Entwicklung, die sich über Millionen Jahre hingezogen hat. An der Diskussion, ob der Neandertaler eher dem Schimpansen ähnlich war, oder dem homo sapiens, kann man sehen wie schwer den Forschern die Entscheidung fällt. Dabei ist ja der Neandertaler so ziemlich das letzte Glied vor dem homo sapiens. Interessant ist er deswegen, weil er zur Zeit seiner größten Verbreitung praktisch ganz Europa besiedelt hatte. An der Frage, ob er zu unseren Ahnen gehört, scheiden sich die Geister. (Nachtrag: Untersuchungen an der Uni München haben in den letzten Tagen – April 2006 – erge-

ben, dass die DNA des Neandertalers sich so sehr von der des homo sapiens unterscheidet, dass der Neandertaler nicht zu unseren unmittelbaren Vorfahren gehören kann.) Wann in der langen Reihe der Vor- Früh- und Jetztmenschen das Gattungswort »homo« berechtigt ist, ist eine weitere Frage. Weiter helfen können wohl nur spektakuläre Funde, nachdem sich herausgestellt hat, dass Gehirngröße und Anzahl der Hirnwindungen keinen sicheren Aufschluss über die zeitliche Reihenfolge der Individuen geben können.

Wenn es innerhalb der Biologie keinen »Startpunkt« gibt, der genau sagt, wann der »erste Mensch« sich eindeutig von seinen vormenschlichen Vorfahren abhebt (ich sage bewusst nicht »von den äffischen Vorfahren«), so müssen es andere Kriterien sein, die heranzuziehen sind. Das bedeutet aber zugleich, dass die »Menschwerdung« primär kein biologisches, sondern ein geisteswissenschaftliches Problem ist.

Folgende Kriterien sind wichtig um das »Menschsein« zu bestimmen:

1. Artikulierte Sprache, die sowohl intensive Kommunikation mit Artgenossen ermöglicht, wie auch geeignet ist, abstrakte Gedanken auszusprechen.
2. Die Ahnung von einer Existenz nach dem Tode, die durch Begrabungsrituale mit Grabbeigaben belegt ist und damit auch die Ahnung von einer Macht, die man Gott (Götter) nennt.
3. Der Wunsch und die Fähigkeit künstlerisch tätig zu sein. Die Frage nach den Adressaten der Kunstwerke lasse ich außer Acht. Die Vermutungen sind ebenso zahlreich, wie die Unsicherheiten. Über den Umfang künstlerischer Tätigkeiten kann man sagen, dass er mit Sicherheit unterschätzt werden muss, da uns ja nur Stein- oder Knochenplastiken, Felszeichnungen und Höhlenmalereien überliefert sein können. Haben die ersten Künstler nichts aus Lehm geformt? Sicher haben sie Holzschnitzereien gefertigt, aus dem Werkstoff, der über viele Jahrtausende der bevorzugte der Menschheit war.

Zur künstlerischen Tätigkeit gehört auch die Musik. Da ist die Überlieferung naturgemäß noch lückenhafter. Eine Knochenflöte von der schwäbischen Alb ist zur Zeit der

früheste Beleg für ein Musikinstrument. Doch dies ist natürlich nicht der Anfang. Verbunden mit der Sprache ist das Singen, vielleicht hat man sich auch von den Vögeln noch früher das Pfeifen abgehört – Rhythmisches Schlagen auf Holz oder Stein hat es sicher schon früh gegeben. – Wie lange hat es nach der Erfindung von Pfeil und Bogen gedauert, bis das erste »Saiteninstrument« entstand? Fragen, die auch die Archäologie nie beantworten wird.

Ich weiß nicht, ob es Biologen gibt, die darauf bestehen, dass Fortschritte in der Evolution auch biologisch nachweisbar sein müssen (Aufrechter Gang, Kehlkopfform, Gehirn). Die Frage ist auch die, was zuerst da war, der geistige Fortschritt oder die anatomische Veränderung. Letztere könnte durchaus eine Anpassung sein.

Dass der Mensch den Naturgesetzen – entstanden im Zuge der Evolution – voll unterworfen ist, bedarf keines Beweises, wozu auch alle sozialen Verhaltensweisen, alle zwischenmenschlichen Beziehungen, wie auch das Eingebundensein in alle Tatsachen und Wirkungen der Natur gehört. Alles, was wir als »Schicksal« erleben – und oft nicht begreifen, weil es uns sinnlos erscheint – gehört da hinein. »Blindes« Schicksal, »wetterwendisches« Glück – diese Begriffe machen deutlich, dass es Menschen schon immer eigentlich unmöglich war, einen Sinn hinter rational Sinnlosem zu entdecken.

Der »unerforschliche Ratschluss« Gottes, den es gehorsam anzunehmen gilt, weil ja vom Schöpfer und Herrn der Welt nichts Böses kommen kann, war eine feststehende Größe christlicher Verkündigung und ist es weithin noch heute.

Der verborgene Gott waltet hier und offenbart sich nicht.

Wo ist denn dann Gott in einer Welt, die so gar nicht nach seinen Geboten agiert? Nach welchen Gesetzen laufen Ereignisse ab, die Millionen dem oft grausamen Verderben überantworten und die bestimmt nicht daran »schuld« sind?

Ich sehe das sehr differenziert. Alles, was unter Schicksal erlebt wird, ist Ergebnis von innerweltlichen Gesetzen, Verhaltensmustern, Zufällen. Die Einwirkungsmöglichkeiten des menschlichen Freien Willens sind sehr begrenzt

und manche Forscher grenzen sie immer weiter ein. Nun ist aber die Abfolge von Geschehnissen im Laufe der Zeit nicht nur vom »Kampf ums Dasein« bestimmt. Das Gesetz von der »Erhaltung der Art« ermöglicht, ja fordert auch Fürsorge und Hilfe für andere, Zuwendung; kurz Befolgung von Verhaltensweisen, die Lebensprozesse zwischen Tieren, aber gerade auch unter Menschen gewaltfrei regeln.

Daneben gibt es aber auch das Böse.

Es scheint eine unbestrittene Herrschaft auf dieser Erde auszuüben. Die oben angesprochenen Modalitäten eines friedlichen Zusammenlebens werden vom Regiment des Bösen mühelos überspielt. Der Teufel als Herr der Welt – es gibt nicht viele Argumente, die dagegen sprechen.

Gott als Herr und Gestalter der Welt – ich sehe ihn nicht. Zumindest nicht den Gott, der in weiten Teilen der Bibel bezeugt wird. (Ich habe ja schon Beispiele gebracht). Wenn man sich vom allmächtigen Schöpfer und Regierer der Welt löst, wo ist er dann?

Viele Aussagen, auch im Alten, mehr aber im Neuen Testament sprechen von Gottes Barmherzigkeit. Barmherzigkeit, Gnade, Verständnis für Menschen, die in Not sind. Wenn diese Not durch »das Böse« erwirkt worden ist, so zeigt doch die Erfahrung, dass im Menschen selbst Rezeptoren für das Böse da sind. Sünde nennt es die Theologie. In solche Nöte, mögen sie a-moralisch in Vorgängen der Evolution begründet sein, mögen sie moralische Schuld unter Menschen als Ursache haben, tritt Gott ein.

Doch wie tritt er in Erscheinung? Eigentlich ist dies eine unzulässige Frage. Der verborgene Gott, der Unbekannte, der über alles Verstehen Wirksame in dieser Welt, entzieht sich letztendlich allen Standortbestimmungen.

Ich gehe einen anderen Weg. Für meinen Glauben ist Jesus Christus Gottes wahrhaftiger Sohn und Gott und was wir über den Gott des Neuen Testaments wissen, ist uns in ihm und durch ihn offenbart worden. Seine Stelle auf dieser Erde unter uns Menschen, denen er ein Bruder war, ist vorgezeichnet durch sein Leben, erzählt und gedeutet durch seine Jünger, die trotz mancher Unbeholfenheit in der Deutung dessen, was sie erlebten, zum Ende doch ihren Lehrer und Herrn als den Messias erkannten. Es ist sicher nicht einfach im Lebensbild Jesu zu erkennen, was er wirk-

lich während seiner kurzen Wirkungszeit tat und sagte, oder was die Theologie der Urgemeinde erkannte und verkündigte und von ihm erzählte. Ich bin mir allerdings sehr sicher, dass die Leidensankündigungen Jesu Ausdruck davon geben, was er dachte und was er als seinen Auftrag empfand. Dass sie eben nicht nachträgliche Einschübe nach dem Kreuzestod sind.

An dieser Stelle

ein kleiner Einschub

darüber, wie in der Bibel sich Theologen mit »Gott und der Welt« auseinandersetzen.

Ich habe lange gemeint, dass es im Alten Testament keine Zweifel an Gottes Allmacht und Schöpfermacht (diese beiden Begriffe gehören notwendig zusammen) geben würde. Die Erzählung vom Noachitischen Bund regte bei mir allerdings die Vermutung an, dass jüdische Theologen, die die Noah-Geschichte formuliert haben, mehr sagen wollten, als dass Gott aus Güte und Liebe den Gang der Welt (Tag und Nacht...) nicht mehr ins Verderben wenden wolle (obgleich des Menschen Herz böse von Jugend auf ist?). Mir drängt sich der Gedanke auf, die jüdischen Theologen hätten erkannt, dass Gott nicht Herr der Welt sei, der machen könne, was er wolle. Der Lauf der Welt sei seinem Eingriff entzogen. Ist dies eine unerlaubte Interpretation, oder ist es tatsächlich eine Erkenntnis jüdischer Theologen vor langer, langer Zeit? Ich habe das Vorkommen einiger Begriffe des Alten Testaments in meiner Konkordanz nachgeschlagen: Die »Barmherzigkeit Gottes« kommt 63 mal vor, »barmherzig« 11 mal, »trösten« erscheint 54 mal, »Tröster« 7 mal. Hilfe wird erbeten, oder für Hilfe wird gedankt: 91 mal. Ich schließe daraus, dass man schon im Alten Testament wusste, dass Gottes freundliches Regiment nicht selbstverständlich da ist. Es muss erbeten werden (mit Gebet und Flehen!). Es ist also sehr zweifelhaft, ob der Gesangbuchvers Gültigkeit hat: »Er sitzt im Regimente und führet alles wohl.«

Der Kampf des Bösen mit dem Guten

findet natürlich ständig auf Erden statt. Aber wie? In der Versuchungsgeschichte nach der Taufe im Jordan zieht sich Jesus in die Wüste zurück und wird vom Teufel versucht. Der Bericht ist merkwürdig. Keiner kann eigentlich davon berichten, denn Jesus war allein. Es

steht auch nicht da, dass Jesus es den Jüngern berichtet hätte (Damals in der Wüste...).

Es ist ein schlichter Bericht, der lange nach Jesu Tod und Auferstehung entstand, verfasst von einem sehr klugen Theologen auf die Frage der Juden: »Wenn er der Messias war, wo bleiben seine großen Werke? Hunger muss er besiegen, Krankheit ausrotten und Frieden schaffen – und zuerst die Römer aus dem Land jagen!« So fragten die Juden damals, so fragen sie noch heute und die Hoffnung vieler Christen auf die Wiederkunft des Herrn hat das gleiche Ziel. Die Versuchungsgeschichte zeigt, dass Jesu Messiasanspruch kein Wille zur Macht ist, sondern ein Angebot der Liebe. Allmachtgelüste gibt einem der Teufel ein. (Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen, auch im Blick auf die jüngste Geschichte.) Merkwürdig ist an der Geschichte auch, dass die Möglichkeit des Teufels solche Macht zu verleihen, gar nicht bestritten wird. Wenn das Böse so stark ist, ist dann ein Dualismus die Antwort auf Gottes Stellung in der Welt? Also ein Dualismus, wie ihn manche Religionen kennen und der auch dem christlichen Glauben keineswegs ganz fremd ist? Es gibt manche Bilder in Kirchen auf denen der gute St. Georg mit dem Teufel kämpft und ihn (natürlich) besiegt. Offiziell gilt der Dualismus bei uns nicht, da ja »der Allmächtige« nicht auf einer Ebene mit dem »Bösen« stehen kann.

In der Theologie, habe ich gelesen, spricht man nicht mehr gerne vom »Opfertod Christi.« Die Vorstellung erschien wohl vielen als absurd, dass der allmächtige Gott ein solches Mittel gebrauchen könne um die Menschheit aus einer Verstrickung in Sünde und Schuld zu erlösen, für die er ja doch selbst verantwortlich sei.

Wenn es aber so sein sollte, dass die menschlichen Schicksale evolutionsgesteuert ablaufen, wenn noch dazu das »Böse« ständig wirksam ist, dann ist es verständlich, dass Gott auf seine Weise eingreift. (Es ist bei vielen Menschen, auch Theologen, üblich, sich zu mokieren, wenn man vom »Bösen« spricht. »Den Teufel, den gibt es doch gar nicht!« Ich bin ein alter Mann, habe die Zeit ab 1933 bis heute sehr bewusst erlebt und habe aus der Geschichte der Menschheit vieles gelernt. Wer in dieser Geschichte hinter allen Grausamkeiten Fehlreaktionen einzelner oder der Evolution sieht, hat nach meiner Überzeugung ein sehr bescheidenes Ver-

ständnis vom Ablauf der Welt. Ich verwende bewusst den Ausdruck das »Böse«. Er ermöglicht von ihm als Person zu sprechen, die sehr bewusst und zielgerichtet böse handelt. Er steht aber auch für die Idee des Bösen, die nicht fassbar und schwer erkennbar das Leben auf dieser Erde durchzieht. Der jeweils eine Ausdruck schließt die Verharmlosung des anderen aus.)

Die Unlust, den Begriff »das Böse« zu verwenden,

hat aber noch andere, sehr verständliche Gründe. Wenn »das Böse« verantwortlich ist für ein Gräuereignis in der Menschheitsgeschichte, ist ja kein Mensch haftbar zu machen. Das wurde gerne als Argument von eigentlich Schuldigen verwendet, um sich aus der Verantwortung zu stehlen. Auch um multikausalen Ursachen kommt man leichter herum, entgeht der Mühe die Schuld auf viele zu verteilen, wenn man es dem »Bösen«, dem »Schicksal«, der »Vorsehung« anlasten kann. Dies ist, neben dem Argument der »Strafe Gottes« ein beliebtes Vorgehen, zum Beispiel einen (verlorenen) Krieg zu erklären.

Wenn ein Ereignis geschieht, in dem ein Mensch anderen Schlimmes zufügt, und man meint, der sei »vom Teufel geritten«, dann ist das auch eine Art von Entschuldigung. Es wird eingeräumt, er sei nicht frei in seinen Handlungen gewesen. Gegen alle solche Verwendungen des Begriffs »Böse« verwahre ich mich ausdrücklich. Ich bestehe aber darauf, dass es so etwas gibt, dass es vornehmlich durch Menschen handelt, und dass diese es nicht als Entschuldigung gebrauchen dürfen. Damit will ich mich aber keineswegs in das weite Feld der Psychologie und Medizin begeben, die ja auch gerade solche Handlungen untersucht.

Eine andere Gewohnheit, den Begriff »Böse« zu verwenden, will ich nicht verschweigen. Es ist die Methode der Fundamentalisten aller Zeiten, Völker und Religionen, den Gegner als »den Bösen« zu bezeichnen, mit der Folgerung, dass dann der Kampf gegen ihn mit nahezu allen Mitteln erlaubt sei. Dieses Mittel den Massen einen Krieg einsichtig und als geboten erscheinen zu lassen ist uralte (Kreuzzüge u.a.) und immer noch wirksam.

Die Betrachtung zeigt, dass sich »das Böse«, »der Böse«, der genauen Standortbestimmung sehr gekonnt entzieht. Den Teufel, das Schreckgespenst vieler Jahrhunderte, mit Hörnern und Pferde-

fuß gibt es natürlich so nicht. Der Kampf gegen Untermenschen, Ausrottung der Juden, einfach so, (3. Reich), oder durch oder gegen islamische Fundamentalisten (Gegenwart) ist nicht gut begründet, wenn man weiß, dass es sich um Landgewinn, Rassenwahn oder Öl handelt.

Und doch gibt es das Böse.

Jesu Methode es zu überwinden, ist letztlich wohl die einzige auf Dauer wirksame.

Der Versuchsbericht zeigt, ebenso wie Jesu Leben, dass der Kampf Gottes gegen die Gewalt des Bösen als Mittel die Gewaltlosigkeit ergreift. Dass so etwas wirksam sein kann, lässt sich geschichtlich belegen (Gandhi). Gesteigert wird ein solcher Kampf, wenn als Fortsetzung der Gewaltlosigkeit die Bereitschaft zum Leiden bis hin zum Tod da ist. Man braucht keine Beispiele aus der Kirchengeschichte anzuführen. Die Märtyrer wurden von der Kirche Jesu Christi immer als wesentlicher Bestandteil ihrer Gründungsgeschichte angesehen. So passt es in das von mir gezeichnete Gottesbild, dass Gott sich selbst opfert für das Heil der Welt.

Nachdem ich diese »Standortbestimmung« geschrieben habe, las ich ein Zitat von Benedikt XVI, formuliert aber wohl schon früher: »Warum ist diese Welt so, was bedeutet das ganze Leid in ihr, warum ist das Böse so mächtig in ihr, wenn Gott doch der eigentlich Mächtige ist? ...Warum bleibt Gott so ohnmächtig? Warum herrscht er nur auf diese, ganz merkwürdig schwache Art, eben als Gekreuzigter, als einer, der selbst gescheitert ist? Aber offensichtlich ist das die Art, wie er herrschen will, die göttliche Art von Macht. Und in der anderen Art, in dem sich Aufdrängen und Durchsetzen und Gewalt haben, darin liegt offenbar die nichtgöttliche Weise von Macht.«

Ich denke, ein solches Zitat könnte auch von einem reformatorischen Theologen stammen. Manche theologischen Aussagen, wie die oben zitierte, wären in sich schlüssiger, bekundeten nicht den Zweifel, wie »warum denn ist das Böse so mächtig in der Welt, wenn Gott doch der eigentlich Mächtige ist?« – sie wären schlüssiger, wenn die Erkenntnis da wäre, dass der Gott der Bibel und besonders der des Neuen Testaments nicht allmächtig ist.

Ist Gott also nur wirksam, als tröstend und weiterhelfend, in Katastrophen zum Beispiel? Das wäre sicher zu we-

nig.

An dieser Stelle Gottes Existenz beweisen zu wollen, wäre sehr töricht. Es gelingt im allerbesten Falle nur Spuren seiner Gegenwart zu finden; oder zu ahnen, dass Gottes Liebe, Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit durch Handlungen hindurchleuchten, die zwischen Menschen geschehen, oder auch sichtbar werden in Grundeinstellungen, die Menschen anderen Menschen gegenüber und dem Leben überhaupt an den Tag legen. Dazu gehört für mich das Urvertrauen, das eine gewisse innere Sicherheit gibt, dass die Herrschaft des Bösen nicht schrankenlos ist. Weiterhin die Bereitschaft und Fähigkeit Konfliktsituationen gewaltfrei anzugehen und zu lösen. Die Existenz des Guten und Schönen und unsere Freude daran ist für mich ein Garant dafür, dass Zufall, Kampf und das Streben nach Zweckmäßigkeit nicht die einzigen bewegenden Momente in unserem Leben sind. Für uns ist das Erleben des Schönen in der Natur, besonders aber in der Kunst, ein direkter Kontakt zu Gottes Barmherzigkeit. Sie kann auch und besonders als Liebe erkannt werden, Liebe zwischen Menschen und zu allen Erscheinungsformen der Natur ist letztlich stärker als alle Widrigkeiten des Alltags. Meditation und Gebet sind erprobte Mittel sie zu befestigen.

Merkwürdig ist für mich auch folgendes: Nahezu alles Gute und Böse geschieht in unserem Leben an Menschen durch Menschen. Das bedeutet für mich, dass wir sehr darauf achten sollen, dass wir nicht, absichtlich oder unabsichtlich, Handlanger des Bösen werden. Es weist aber auch darauf hin, dass Gott für seine Werke der Liebe und Barmherzigkeit uns braucht, dass wir anderen als Gottes gute Engel dienstbar sind. Das alles ist nicht einfach. Es hängt viel davon ab, wie wir uns entscheiden.

*Dr. Ludwig Blendinger,
Nennslingen*

Risiko Religion

Christen und Muslime: Die Integration

Dass durch die islamische Zuwanderung für die Bundesrepublik zunehmend das Problem einer Integration erwächst, ist niemand mehr verborgen, ebenso wenig, dass es sich dabei um ein schwieriges Problem handelt. Über die Gestaltung eines engen Zusammenlebens zweier so verschiedener Religionen wie des Islams und des Christentums gibt es allerdings auch optimistische Urteile, die vor allem positive Ergebnisse erwarten.

In München wird eine große Moschee auf einem Platz gebaut, auf dem ihr eine ältere katholische Kathedrale en face gegenübersteht. Der Pfarrgemeinderat dieser Kirche hat den Bau dieser Moschee mit der Erwartung begrüßt, »dass dies ein erster gemeinsamer Schritt in eine gemeinsame Welt werden kann, ein Symbol für das, was sowohl für Christen als auch für Muslime von höchstem Wert ist. Denn wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter uns.«

Damit knüpft er unmittelbar an Tendenzen an, die der verstorbene Papst Johannes Paul II. nach vorbereitenden Beschlüssen des 2. Vatikanischen Konzils 1962-65 verbreitet hat nach dem Tenor: »Wir Christen und Moslems als Gläubige und als Menschen haben viele Gemeinsamkeiten, wir glauben an *denselben* einzigen Gott.« Auch das »Gemeinsame Friedensgebet« der Religionen 1986 war sein Werk.

Aber die »Gemeinsame Welt« und die mit ihr erweckten Erwartungen erzeugen Utopien, die den Lauf der Welt nicht verändern, aber trotzdem ihren Verkündern immer wieder Kredit verschaffen, weil sie die Illusion engagierter Tätigkeit vermitteln.

Die integrierende, friedensuchende Absicht solchen Verhaltens ist anzuerkennen, vor allem im Blick auf die sehr enge Nachbarschaft der Gemeinden. Es müssen aber auch die Voraussetzungen und Befindlichkeiten der Situation bedacht werden: Sind solche Erwartungen überhaupt realisierbar? Müssen sie nicht als Erstes in einen Konflikt mit der Wahrfähigkeit geraten? Deshalb nämlich, weil beide Religionen für eine soweit reichende Annäherung die zentralen Aussagen ihrer Verkündigung bewußt

bis zur Unkenntlichkeit verdrängen müßten.

Wer sich mit dem Islam näher befaßt, kann nicht daran zweifeln, dass für den Koran, die höchste islamische Autorität, der Christ sozusagen der Erbfeind ist: die immer wiederkehrende Aufforderung, die »Ungläubigen« zu töten, benötigt keine weitere Begründung als die Verweigerung des Übertritts zum Islam. Zeitweise Vergünstigungen für Juden und Christen als »Schriftbesitzer« sind ein Erbstück aus der Zeit des frühen Islam, als man noch gehofft hatte, daß Juden und Christen sich zum Islam bekehren würden. Aber grundsätzlich steht dem Liebesgebot Christi das allgemeine Konfrontations-, ja Vernichtungsgebot gegenüber. Darin liegt zweifellos eine der Wurzeln der weltweiten, in ihrem Sinn sonst unverständlichen Terroranschläge. Diese Unvereinbarkeiten liegen offen zutage: sie stehen in den Zeitungen, werden vom Fernsehen gesendet usw.: sie sind ein Teil unseres bürgerlichen Lebens. Dass unter solchen Umständen keine Rede sein kann von einem harmonischen Zusammenleben - vom gemeinsamen Glaubensinhalt ganz zu schweigen - ist offenkundig und deshalb wäre es mehr als geboten, in der Darstellung der gegenseitigen Beziehungen auf jede Schönfärberei oder gar utopische Prophezeiungen zu verzichten, Man würde sonst den Versuch unternehmen, die Durchsetzung des Toleranzgebots auch mit Falschmeldungen zu erreichen nach dem Muster »Der Zweck heiligt die Mittel.«

Den Anforderungen, der Toleranz nachzukommen, ist für den Christen insofern leichter als für den Muslim, weil seine heilige Schrift, die Bibel, sie ihm gebietet. Das Neue Testament, vor allem die Bergpredigt, sind Beispiele für exzessive Toleranz und Gewaltlosigkeit. Der Koran aber deckt nicht nur Intoleranz und Glaubenskrieg, sondern provoziert sie auch. Die islamischen Terroristen sind keine Verbrecher, wozu oft auch ihr Lebenslauf nicht stimmen würde, sie sind vielmehr fanatisierte Muslime: der Terror trägt religiöse Züge, - wie es auch *fanatisierte Christen* gegeben hat, - allerdings nicht *durch*, sondern *gegen* Christi Gebot.

Von »Gemeinsamkeiten« weiß der Koran wenig. Der »Glaube an den einen Gott« beweist nichts, wenn die Gottesbilder sich fremd sind: Nach dem Koran ist Jesus nichts anderes als ein Überwacher, gehorsamer Prophet Allahs gewesen. In Sure 5.108-120 (Reclam) fordert Allah Jesus auf, nicht zu vergessen, dass er, Allah, es gewesen sei, der »dich stärkte mit dem Heiligen Geist, auf dass du reden solltest zu den Menschen, und dich lehrte die Schrift und die Weisheit und die Tora und das Evangelium«, worauf der Koran Jesus antworten läßt: »Nichts anderes sprach ich zu ihnen, als was du mich hießest.« Wenn es »Gemeinsamkeiten« zwischen den beiden Religionen gibt, dann von Anfang an die krude Forderung des Islam auf Anerkennung seines Vorrangs und seiner Rechtgläubigkeit. Die Bibel dagegen sei weithin eine Fälschung und nicht zeugnisfähig. Unterstützt wird dieser Anspruch durch die Beschuldigung, die Christen würden »Götzendienst« treiben, unter Berufung auf die christliche Trinität.

Das alles wirkt sich auf die ganze Botschaft des Islam aus. Dabei sind es in erster Linie der gekreuzigte Jesus und die Bedeutung dieses Todes, die sich in das islamische Bild Jesu, des »Isa«, so gar nicht einfügen wollen. Deshalb kann Jesus keineswegs am Kreuz gestorben sein.

An der Einstellung zur Person Christi und zu seinem Kreuz ist die Unvereinbarkeit zwischen Evangelium und Islam besonders klar abzulesen: wenn es denn »viele Gemeinsamkeiten« zwischen beiden Religionen geben soll, dann darf der Christ sich zum Kreuz Christi nicht bekennen, weil sonst jede Gemeinsamkeit mit dem Islam sofort ein Ende hätte.

Das alles soll den Christen nicht hindern, den Muslim - wie allen Andersgläubigen - hilfsbereit, ehrlich und offen zu begegnen und alle von einem aufgeklärten Bürger erwarteten Eigenschaften an den Tag zu legen, - vor allem Friedfertigkeit und Gewaltlosigkeit. Es ist nicht folgenlos geblieben, dass der Islam eine Aufklärung, wie die Christenheit sie wiederholt zu bewältigen hatte, im Ansatz auch erlebt hat - und das noch vor unserer Reformation - sie aber entschlossen unterdrückte. Ohne Verletzung der Unantastbarkeit des Koran, die undenkbar ist, wird auch heute eine islamische Aufklärung keine Chance haben können.

So hat sich bis zur Gegenwart in islamischen Staaten keine Form des Laizis-

mus auf die Dauer durchsetzen können, also eine radikale Trennung von »Kirche« und Staat. Sie hat dazu geführt, dass die islamische Gesellschaft bei der islamischen Gesetzgebung und den Regeln des bürgerlichen Lebens, - kurz: in allem - dem islamischen Bekenntnis allein unterworfen ist. Das hat u.a. möglich gemacht, dass der Heilige Krieg zu einem Gottesdienst und der Tod in der Schlacht zu einer Seligsprechung geworden sind.

Nicht zuletzt hängt der Friede der Welt auch von den Religionen ab. Werden sie zur Staatsraison, würden sie auch mehr oder weniger berechenbar. Haben sie irdische Ziele, die »von dieser Welt« sind, können sie leicht zu Friedensstörern werden, wenn sie sich nicht ausdrücklich zu der Einschränkung bekennen, dass ihr »Reich nicht von dieser Welt ist.« Wir leben nicht nur in einer Zeit des Weltterrors, sondern auch der kriegerischen Bedrohungen, denen vorbeugen zu wollen auch bereits ein Risiko ist.

*Ernst Zuther, Pfarrer i.R.,
Oberhaching*

Aussprache

Das Gebet für die Obrigkeit

zu: Der Unglaube züchtet Riesen

in Nr. 10/06

Die Diskussionen und Erinnerungen um Karl Steinbauer haben in mir eine Erinnerung aufsteigen lassen, die in der Gegenwart etwas zu sagen haben könnte. Es war im 3. Reich als Selbstverständlichkeit geboten, im großen Kirchengebet für Führer und Volk zu beten. Ich war bei dem damaligen Pfarrer von Frauenaarach, Walther von Lossow, irgendwann während des Krieges zu Gast. Da brach in von Lossow, wohl aufgrund neuer Nachrichten über Naziverbrechen, innerste Empörung auf und er sagte in tiefer Entschlossenheit zu mir: »Ab heute kommt der Name »Hitler« bei

mir nicht mehr im Kirchengebet vor.« Für uns Heutige erscheint eine solche Entscheidung als eine Selbstverständlichkeit. Damals aber hatte viel Mut und auch geistliche Wachheit dazugehört, einen solchen Entschluss zu fassen und auch darüber zu sprechen. So ist mir diese Begebenheit auch im Gedächtnis haften geblieben, obwohl ich damals noch jung war und keine besonderen Einblicke in pastorale Pflichten und Entscheidungen hatte.

Heute, so meine ich, und das ist mein eigentliches Anliegen, gehört umgekehrt Mut dazu, Politik und öffentliche Probleme in das Kirchengebet aufzunehmen. Es ist eine seltsame Scheu, das zu tun. Ich erlebe jedenfalls höchst selten, dass das dezidiert geschieht, ob ich Gottesdienste in Bayern oder Thüringen oder Niedersachsen oder auch in pietistischen Kreisen miterlebe. An die Stelle dieser Fürbitten ist weithin eine Beschäftigung mit der frommen Innerlichkeit getreten. Begonnen hat das in den 68er Jahren und mit der Liturgiereform. Ein Beispiel: Die Einführung eines Pfarrers oder eines Dekans: Die Vertreter der Öffentlichkeit werden freundlichst begrüßt. Man erwartet auch selbstverständlich ihr Wohlwollen. Im großen Kirchengebet aber sind »Kirchens« wieder unter sich. Keine Bitte für die Gesellschaft mit ihren grossen Problemen, keine Bitte für das, was die anwesenden Politiker zu tun und zu verantworten haben. Ich habe mich manches Mal dafür geschämt.

Jetzt aktuell: Ist das Ringen um die Gesundheitsreform, die so viele Menschen entscheidend angeht, die die Parteien zu zerreißen droht, nicht einer öffentlichen Fürbitte wert? Oder Hartz IV? Oder eine Reise der Kanzlerin in die Türkei mit ihrer schweren Problematik? Oder ein Treffen mit Putin, in dem es um die schwierige Balance von Wirtschaft und Menschenrechten geht? Sollte das nicht vor Gott in aller Öffentlichkeit gebracht werden? Geben wir nicht unser Bestes her, das wir haben, wenn wir das nicht tun?

Und noch ein anderer Bereich. In den katholischen Gottesdiensten gehört es zum unabdingbaren Bestandteil des Kirchengebetes, den Papst und den Bischof vor Gott zu nennen. Ich habe es kaum erlebt, dass für unseren Bischof und für Kirchenleitungen gebetet wird. Sicher wird auch der katholische Pfarrer nicht in allem mit dem Papst oder seinem Bischof einverstanden sein. Aber er trägt ihn im Gebet. Könnte das

nicht auch ein bayerischer Bischof, ein bayerischer Oberkirchenrat, alle in besonderer geistlicher und weltlicher Verantwortung, benötigen und erwarten? Es gibt eine sehr heitere und zugleich traurige Geschichte, die mir ein Kollege erzählt hat: Bei einem Neujahrsempfang in Tutzing habe der damalige ständige Vertreter des Landesbischofs, OKR Theodor Glaser, zu den anwesenden Politikern gesagt: »Wir wissen, dass Sie nur selten in den Gottesdienst kommen können. Aber seien Sie gewiss, in allen Gottesdiensten am Sonntag wird für Sie gebetet.« Da habe einer der anwesenden Kollegen zum einem anderen gesagt: »Der arme Theo, er ist wohl schon lange nicht mehr im Gottesdienst gewesen.«

Für die Wahrheit dieser Geschichte kann ich mich nicht verbürgen. Wahr aber ist, dass im Blick auf das Kirchengebet grosse Defizite bestehen und dass geistliche Aufgaben vorhanden sind, die in Ernst und in Treue angegangen werden müssen.

*Johannes Münderlein, Pfarrer i.R.,
Bad Kissingen*

Andere, nicht mehr Gottesdienste!

zu: »*Aufruf zum Erhalt des Sonntagsgottesdienstes...*« in Nr. 10/06

Sehr geehrter Herr Pfarrer Bauer, als ich Ihren Bericht im **KORRESPONDENZBLATT** gelesen habe, war für mich klar: So kann ich das hier nicht stehen lassen. Hier mein Blickwinkel als langjähriger Ehrenamtlicher im Kirchenvorstand, Dekanatsausschuss und in der Landessynode aus dem Fränkischen Seenland.

Ich nehme wahr, dass unsere Pfarrer mehr als ausgelastet sind. 2 Gottesdienste pro Sonntag sind die Regel. In unseren 3-er und 5-er Pfarrverbänden wird mit Hilfe von pensionierten Pfarrern (sie haben da immer einen so schönen Begriff) und Lektoren das umfangreiche Gottesdienstangebot Sonntag für Sonntag aufrecht erhalten. Hier gehen wir an unsere Grenzen. Um im Grundsatz jeder Gemeinde ihren sonntäglichen Gottesdienst zu erhalten ist es zwingend notwendig, wie sie sich ausdrücken »in den Stoßzeiten« die Möglichkeiten der Straffung zu nutzen. Das bedeutet keine 2 Gottesdienste in einer Gemeinde an einem Tag. Silvester oder Neujahr, 1. oder 2. Feiertag und in der Urlaubszeit sich entsprechend nach

den Kapazitäten zu strecken. Hier gilt es den Blick über den Kirchturm der eigenen Gemeinde zu gewinnen. Auf Pfarramts- oder Regionalebene finden genügend Gottesdienste statt. Unsere Gesellschaft ist mobil und kann, wenn sie will, immer einen Gottesdienst besuchen. Dies hat sie bei anderen Gelegenheiten mehr als bewiesen.

Da der Kuchen, sprich die Arbeitskraft, nur einmal verteilt werden kann, führt ihre Forderung dazu, dass andere Teile der Gemeindegemeinschaft eingeschränkt werden. Ich weiss nicht, ob sie sich dessen bewusst sind? Ihre Forderung nach Mehrarbeit geht bei uns ins Leere, da unsere Pfarrer und Lektoren schon bis zum Anschlag arbeiten. Eine Überforderung und somit ein Ausbrennen schadet nur den Pfarrern, Lektoren und der Gemeinde. Auf die Dauer gesehen sind alle die Verlierer. Mein Fazit: Wir müssen also »um der Sache willen«, wie Sie schreiben, die Gottesdienste straffen und nicht ausweiten. Also klar in die andere Richtung.

Meine Überlegungen in Punkto Gottesdienst sind damit nicht abgeschlossen. Ich nehme es mit großem Bedauern zur Kenntnis, ja es schmerzt mich, das mit unserem traditionellen Gottesdienst ein Großteil der Gemeinde nicht erreicht wird. Er hat den Anspruch die Versammlung der ganzen Gemeinde zu sein. In der Realität sieht es aber anders aus. Blenden sie mal gedanklich alle Gottesdienstbesucher die über 60 Jahre sind aus. Wieviel bleiben dann noch? Für mich, viel zu wenig. Selbst im sogenannten protestantischen altmühlfränkischen Kernland ist hier die Welt nicht mehr in Ordnung. Wir brauchen von gleichen Gottesdiensten nicht noch mehr, sondern müssen uns auf neue Formen besinnen, die auch andere, beträchtliche Teile in der Gemeinde ansprechen. Dass dies möglich ist haben ich erst letzten Sonntag beim »Mittendrin« Gottesdienst in Weißenburg dankbar erleben dürfen. Die Kirche war voll, meist mit Gemeindegliedern die sonst im sonntäglichen Gottesdienst weniger vorkommen. Dies ist von mir nicht als zusätzliches Angebot und obendrauf gedacht sondern anstatt. Hier ist eine Umverteilung notwendig und sinnvoll.

*Gerhard Baumgärtner,
Kirchenvorsteher in Pflaumfeld,
Präsidium der Dekanatsynode
und Landessynodaler*

Bitte um Wiederaufnahme

zu: *Astrologie: mangelhaft*, Nr. 10/06
οἶδα οὐκ εἶδωσ, ich weiß, daß ich nichts weiß, so lernte ich es im Griechischunterricht seinerzeit. Darin scheint eine tiefe Weisheit zu stecken. Das hat mir in eindrucksvoller Weise Bruder Koch im **KORRESPONDENZBLATT** 10/2006 nicht nur bescheinigt, sondern ausführlich nachgewiesen. Aus ist es mit den Träumen der Allwissenheit. Freilich hat Sokrates seinerzeit gemeint: Je mehr Wissen ich mir aneigne, umso klarer wird mir, wie viel mir noch an Wissen fehlt. Was immer das bei Sokrates bedeutete, jetzt geht es um die Astrologie; und obwohl ich eigentlich einen Artikel zum 50. Todestag von Bert(hol(d)t) Brecht abgeliefert hatte und nur aufgrund des Stückes »Leben des Galilei« auf die Astrologie kam, galt meinen minimalisierten Ausführungen dazu eine ausführliche, gut fundierte Kritik. Deswegen lohnt es sich, ernsthaft darauf einzugehen.

Ich bekenne freimütig, daß mir die archäologischen Untersuchungen zur nahöstlichen Astrologie nicht bekannt waren, so beeindruckend sie in der Tat sind.¹ Und ich gehe mit dem Amtsbruder konform, daß eine Kritik auch an der Astrologie fundiert sein sollte; zugleich sehe ich mich außerstande, alles darüber zu wissen und bin nicht einmal in der Lage, alle astrologischen Unterformen zu registrieren – man denke nur an die speziellen TV-Sender. Daß mir ein astrologisch kundiger Mensch sagt: »Bei mir ist das aber anders als bei dem Unsinne, den Ihnen andere Astrologen erzählen« kann ich nicht verhindern. Es erinnert mich ein bisschen an das Problem der Drogenbekämpfung: Wenn eine synthetische Droge verboten wird, erscheint binnen kurzem eine chemisch veränderte Geschwisterdroge, die eben noch nicht verboten ist. Das kann endlos weitergehen.

Was macht denn die Astrologie so problematisch? Rein phänomenologisch ist es doch wohl tatsächlich so, daß ein Horoskop der graphische und schriftliche Niederschlag eines geozentrischen Weltbildes ist, so konstatierte es auch Bruder Koch gegen Ende seiner Stellungnahme. Doch dieses Weltbild ist überholt, wie nicht zuletzt der Nobelpreis für Physik 2006 an John Mather (für den Nachweis der Hintergrundstrahlung) zeigt. Der Sonnenauf- und -untergang, den wir mit eigenen Augen sehen können, findet eben nicht statt, sondern ist eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die Erdrotation.

Acredo - EKK

Was kann denn dran sein an Einsichten, die sich heute aus einem solchen Weltbild ergeben?

Ich will übrigens überhaupt nicht den antiken Astronomen und Astrologen ans Leder. Ehrlich: Daß die Erde sich dreht und nicht die Sterne um uns, habe ich nie erkannt, sondern nur gelernt und meine persönlichen Himmelsbeobachtungen sind selbst trotz der Nürnberger Sternwarte nicht so ergebnisreich wie diejenigen der Babylonier oder Ägypter. Mich beeindruckt auch der Erkenntniszusammenhang zwischen dem Sirius und dem Hochwasser des Nils, der schon im 4. Jahrtausend vor Christus erkannt wurde.

Daß die Astrologie / Astronomie Herrschaftswissen war, legt sich nahe, denn wenn man bei den Sternen die Götter ansiedelt, dann hat das ja höchsten Stellenwert.² Meines Wissens hat sich übrigens der US-amerikanische Präsident Ronald Reagan vor wichtigen Entscheidungen ebenfalls astrologisch beraten lassen – die Information entnahm ich damals der seriösen Tagespresse; sie wird vermutlich stimmen. (Bruder Koch mag mir meine US-kritischen Bemerkungen nachsehen: gerade heute, als ich diesen Brief überarbeitete, kam die Nachricht, daß die USA den Weltraum zu ihrem schützenswerten Interessengebiet erklärten; zwar passen so viele Sterne, wie das Universum hat, wirklich nicht auf die US-Flagge, aber... mich macht das schon nachdenklich. Immerhin haben gerade die US-Amerikaner ihren Unabhängigkeitstag 2005 für ein Bombardement im Weltraum genutzt, ohne gefährdet gewesen zu sein.)

Auch gut informierte Kollegen werden nicht bestreiten, daß in der sich selbst ernst nehmenden Astrologie (also alle Zeitungs- und Radiofakes einmal ausgenommen) Sonne und Mond als Planeten behandelt werden, es aber nicht sind. Der Mond ist ja der einzige nicht künstliche Himmelskörper, der der astrologischen Sicht des Himmels entspricht, daß er nämlich um die Erde kreist.

Die astronomische (Neu)Bestimmung von Pluto, durch die dann auch Sedna und Xena (2003 UB313), um diese Entdeckung eines sehr großen Planetoiden aus letztem Jahr noch mit hinzunehmen, ihren vorerst endgültigen Platz erhielten, ist mir bekannt, fand aber letztlich erst nach der Drucklegung des Artikels statt.³ Mit meiner geringen Kenntnis von Astrologie kann ich leider nicht besonders gut in die Zukunft

schauen. Es läuft aber mit oder ohne Pluto auf dasselbe hinaus: Himmelskörper unseres Sonnensystems sollen Einfluß zumindest auf unseren Charakter haben.

Doch bereits die Benennung der Planeten ist zwar nachvollziehbar, aber ziemlich willkürlich und hat höchstens bei Merkur einen astronomischen Anhalt, weil dieser nach dem Gott der Wanderer benannte umherirrende Himmelskörper (so wohl die korrekte Übertragung von »Planet«) tatsächlich am schnellsten die Sonne umrundet, dank der kleinsten Umlaufbahn. Und Pluto, der als äußerster Planet der Wächter des Sonnensystems sein sollte, wurde nun aus dem Kreis der edlen Planeten verbannt, degradiert. Daß der dank seines hohen Eisgehaltes rote Mars für den Krieg steht, verdankt der Planet nur dem Aussehen. Daß die Venus mit Liebe verbunden wird, hängt mit ihrer Helligkeit und ihrer ersten und letzten Sichtbarkeit in der Abend- und Morgendämmerung, also der Zeit der intensivsten Liebestätigkeit der Menschen zusammen, nicht mit irgend einer Planeteneigenschaft.

Ich finde, das kann man Astrologen auch sagen, ohne sich selbst der Inkompetenz bezichtigen zu müssen.

Daß die Sternbilder ein rein optisches Phänomen sind, dem nur in Ausnahmefällen eine echte räumliche Zugehörigkeit der entsprechenden Sterne entspricht, macht die Astrologie ja auch nicht gerade überzeugend. Die absolute Helligkeit der Sterne läßt sich im Unterschied zur relativen mit bloßem Auge nicht erkennen. Doch mit relativ einfachen Computersimulationen können wir heutzutage Flüge durchs Universum unternehmen, die uns ein völlig neues Bild vermitteln, gerade auch, wenn man mal den Standpunkt verlagert und sich außerhalb unseres Sonnensystems positioniert.

Aber auch eine rein terrestrische Beobachtung relativiert die Sternbilder: Andere Kulturkreise haben andere Sternbilder konstruiert. Sehr beliebt ist seit einigen Jahren die fernöstliche Astrologie. Gleicher Himmel, andere Bilder... Daß ich nicht auf das astronomisch nicht verifizierbare Phänomen der »Häuser« eingegangen bin, mag die Positionierung der Bemerkungen in den Anmerkungen erklären. Mir sind aber mehrere Systeme von Häusern begegnet. Geschichtlich macht sich das an Namen wie *Campanus*, *Regiomontanus*, *Placidus* oder *Koch* fest. Das macht

Horoskope im wörtlichen Sinne für mich unübersichtlich. Die Häuser sind m.W. ein künstliches Koordinatensystem, vielleicht den Längen- und Breitengraden vergleichbar oder Skala einer analogen Uhr und haben somit am realen Sternenhimmel kein Äquivalent – ebenso wenig wie die Verbindungslinien zwischen den Sternen der Sternbilder. Daß gerade diesen Häusern nun spezielle Themenbereiche des psychischen und sozialen Apparates zugeordnet werden, macht die Astrologie zwar ergiebig, aber noch beliebiger als tatsächlich sichtbare Himmelskörper.

Einen Gesichtspunkt, auf Bruder Koch vermutlich aus Platzmangel nicht eingegangen, betrifft natürlich die sog. Aspekte, d.h. die graphisch darstellbaren Beziehungen zwischen den Himmelskörpern: Wie steht Mars zu Venus und Jupiter zu Saturn und dergleichen... In der Tat wäre dies objektivierbar, ließe sich sogar auf einer Sternkarte einzeichnen, freilich auch wieder unter geozentrischer Sicht.

Astrologieapologeten reden hier lieber von Topozentrik, was nach meinem Verständnis dann wohl bedeutet, daß das Zentrum des Horoskops der Fragesteller selbst ist. Bruder Koch greift dies inhaltlich auf, wenn er die Linie zwischen Aszendent und Deszendent als geburtsortbezogen beschreibt. Ich habe zwar nicht verstanden, weshalb dies ein Widerspruch zur Geozentrik und zur Erdscheibenvorstellung sein soll, aber sei's drum.

Also, Aspekte als Stellung der Himmelskörper zueinander definiert sind zwar visualisierbar, aber daraus ergibt sich kein objektives Deutungspotential.

Damit wären wir beim Punkt: Wissenschaftliche Sicht der Astrologie. Vorausgesetzt, naturwissenschaftliche Kriterien zur Untersuchung von Phänomenen (Wiederholbarkeit, Kausalitätsprinzip etc.) gelten als angemessen, muß man festhalten, daß es doch eine beträchtliche Anzahl von Untersuchungen zum Thema gibt. In der dänisch-deutschen Hartmann-Studie etwa wurden die Daten von 15.000 (!) Personen in Beziehung zu ihrem Horoskop ausgewertet; dabei ging es nicht um »Zukunftshoroskope«, sondern um Charakterhoroskope. Die Studie konnte keine signifikanten Zusammenhänge etwa zwischen Geburtssternzeichen und Persönlichkeitsmerkmalen ermitteln. 15.000 Personen sind ein gewichtigeres Argument als alle Gegenbeispiele aus dem eigenen Umfeld.

Für uns als Pfarrer allerdings ist die argumentative Ebene nur ein Teilbereich. Wir werden nach den Motiven fragen müssen, weshalb sich Menschen ein ausführliches Horoskop stellen lassen. Unsicherheit und Vergewisserung spielen eine Rolle. Was mir häufig begegnet, ist eine Haltung, in der das Gegenüber sich nicht fassen läßt: Sie glaubt nicht so ganz an Horoskope. Sie weiß, daß vieles nicht stimmt, gibt dies auch zu, beruft sich dann aber wieder darauf, daß das Stimmende eben doch verlässlich sei. Ich fand in einem beschreibenden Artikel dazu folgenden Kommentar: »Astrologie erfüllt bei vielen Menschen ein Bedürfnis nach übernatürlichen, transzendenten oder metaphysischen Erklärungen für ihre aktuelle oder zukünftige Befindlichkeit. Die Erwartung metaphysischer Aussagen lässt per Definition jede naturwissenschaftliche Kritik belanglos sein.« Das könnte stimmen.

Meine Gespräche mit Suchenden führten häufig zu dem Ergebnis, daß diejenigen, die am wenigsten verstehen, wie ein Horoskop funktioniert, sich am meisten darauf verlassen wollen. Das heißt für mich: der Schwerpunkt im Umgang mit der Astrologie muß gar nicht logisch-argumentativen Bereich liegen, sondern mehr darauf, was die Gründe für die Unsicherheit im Leben sind und welche tragfähigen Alternativen es zur Astrologie gibt. Es wäre vielleicht ganz gut, wenn das Korrespondenzblatt als Forum für Pfarrer in den nächsten Ausgaben dazu genutzt wird, solche Alternativen zu formulieren, erlebte, praktizierte und erwünschte.

Noch mal zur Kritik an meiner Astrologie-Anmerkung: Ich bin nicht davon ausgegangen, daß unter den LeserInnen des **KORRESPONDENZBLATTES** überzeugte Anhänger der Astrologie sind. Das läßt vielleicht die mir angekreidete saloppe Ausdrucksweise entschuldigen; nach meiner begrenzten Erfahrung sind aber teilweise salopp formulierte Aufsätze genussvoller zu lesen.

Zugegebenermaßen ist es für mich als einem Sektenbeauftragten immer wieder schwierig, mich auf etwas einzulassen, dessen Sinnhaftigkeit ich schon ziemlich bald für fragwürdig halte. Ich mache es trotzdem, gebe aber nur ungern meinen Verstand bei der Garderobe ab, wie man in den fünfziger Jahren so gerne sagte. So fände ich auch den Begriff Teilwahrheiten bezogen auf mein Wissen fairer als »Halbwahrheiten.«

Werde ich jetzt wieder in den Kreis der ernstzunehmenden Theologen aufgenommen? Ich bitte darum.

*Dr. Volker Schoßwald, Pfarrer,
Nürnberg*

- 1 Die wunderbare Zusammenfassung des Kollegen Koch werde ich mir aufheben. Danke!
- 2 In diesem Zusammenhang haben mich meine alttestamentlichen Professoren auch überzeugt, daß sie die Entmythologisierung der Sonnen- und Mondgottheiten durch die jetzige Version des Schöpfungs-»Berichtes« aufzeigten. Da wird aus der Sonne eben statt eines Gottes ein großes Licht. Finde ich gut. (Ich hoffe, mein Wissen aus Studienzeiten ist noch aktuell)
- 3 Hätte Pluto seinen Planetenstatus behalten, dann wäre mindestens eine der neuen Entdeckung ähnlich einzuordnen gewesen.

Päpstlicher Modus Operandi

zu: *Der denkende Papst.. in Nr. 11/06*
Der Verfasser stellt die Angelegenheit um den Regensburger Vortrag so dar, dass Ratzinger sich in Regensburg in einen - zerstreuten - Professor zurückverwandelt haben soll, der ein »historisches« (im Sinne von: »bloß historisch«, d.h. passé) Zitat verwendet habe und plötzlich im politischen Haifischbecken aufgewacht sei. Diese Sicht der Dinge scheint mir jedoch ziemlich abwegig. Für einen Papst ist nichts bloß historisch. Ratzinger weiß das, und hat vermutlich damit bewusst gespielt. Er will sich als Streiter gegen den postmodernen Relativismus profilieren. Ich nehme an, er hat deswegen (genüsslich, wie Anwesende feststellten) den wider-

borstigen alten Text zitiert. Damit wendet er sich gegen einen postmodernen Umgang mit dem Islam, bei dem die klassischen Quellen relativiert werden, in denen Muhammad als eine Art Warlord erscheint. Dass Ratzinger dann später seine provokante Äußerung selbst heruntergespielt hat, widerspricht dem nicht. Denn das gehört zu seinem modus operandi. Man wird sich daran erinnern, dass er sich im ökumenischen Gespräch der letzten Jahre zwei Mal des Mittels der zur gegebenen Zeit scheinbar absichtslos geäußerten Provokation bedient hat – bei der Note der Glaubenskongregation bezüglich der Rechtfertigungslehre und bei der Erklärung anlässlich der Feierlichkeiten der Jahrtausendwende (Dominus Jesus).

*Dr. Gereon Vogel-Sedlmayr
Studierendenpfarrer in Passau*

Frauenwerk Stein

Dr. Karl Eberlein, Christsein im Pluralismus, Lit Verlag 2006, ISBN 3-8258-9255-7, 19,90 Euro

Der Rother Gemeindepfarrer Dr. Karl Eberlein hat einen »Orientierungsversuch« in Glaubensfragen »für den Hausgebrauch« vorgelegt. Er betrachtet die vielgestaltige religiöse und weltanschauliche Landschaft der Gegenwart und befragt die biblische Tradition darauf, welchen Beitrag zur Klarheit sie dazu liefern kann.

Der promovierte Alttestamentler schreibt so, dass man ihm das vorhergehende Nachdenken abspürt, daher gelingt es ihm auch bei schwierigen Gedankengängen den Leser bei der Stange zu halten. Seine Ausführungen sind nicht nur von seinem eigenen Lebenslauf und seiner weit gespannten Lektüre (vom Gilgamesch - Epos bis zu zum Wörterbuch der Esoterik) geprägt, sondern vor allem auch von seiner Arbeit als Gemeindepfarrer. Das zeichnet den Theologen Eberlein aus: seine Gedanken sind gemeindeverbunden, er kennt die Menschen, die Orientierung suchen aus seiner Seelsorge und seinen vielfältigen Gesprächen. Der Autor Eberlein achtet dieses Wissen und hält einen auch für Nichttheologen lesbaren Stil durch. Wer dem Wissenschaftler Eberlein nachspüren will, kann dies mit Hilfe eines wissenschaftlichen Apparats und eines ausführlichen Registers.

Dr. Karl Eberlein überblickt die Entwicklung der religiösen Landschaft, die sich zum weltanschaulichen Markt mit vielen Angeboten und der Möglichkeit, sich sein eigenes »spirituelles Menü« zusammen zu stellen ausgeformt hat. Zunächst beginnt er mit den örtlichen Erfahrungen der zwei Konfessionen (vergisst dabei auch die untergegangene jüdische Gemeinde in Roth nicht) und schaut dann über die christlichen Zäune auf das Zusammenleben mit Muslimen und auf Traditionen wie Feng Shui, Yoga, die Reinkarnationslehren und auch die heidnischen Götter der vorchristlichen Epoche.

Dem setzt er das biblische Angebot entgegen, von dem Gott zu erzählen, der in die Freiheit ruft. Dabei geht es ihm um eine Freiheit ohne Unverbindlichkeit und eine Geborgenheit ohne knechtende Abhängigkeit. Der Ort hierfür ist für ihn die Volkskirche. Wenn in ihr deutlich und überzeugend vom Gott der Freiheit geredet wird, hat dieses Modell für ihn Zukunft.

Den Wandel der eigenen Kirche hat der Mittfünfziger selbst erlebt und reflektiert ihn. Er blickt darüberhinaus zurück auf das hellenistische Umfeld der frühen Kirche und der Antike, die natürlich ihren Einfluss darauf hatten, wie die frühe Christenheit ihren Glauben formuliert und dargestellt hat. Der Pluralismus der Kirche ist in der weiteren Geschichte durchgängig erlebbar und wird aufgezeigt. An dieser Stelle verzichtet er leider auf einen Schritt zurück in die biblischen Texte, in denen einiges über Pluralismus zu finden wäre, sowohl im alten Israel (mit seinen verschiedenen Bundestraktionen) als auch der jungen Kirche mit den verschiedenen geformten Evangelien und der gemeindlichen Vielfalt, die sich aus den Briefen des Neuen Testaments ergibt, wenn man die Bibel, wie der Autor es ansonsten auch tut, vom Buchstabenglauben befreit mit Blick auf die Entstehungsbedingungen liest und von ihrer Mitte her zu erfassen versucht.

Die Grundfrage des Verhältnisses zwischen den Religionen lassen sich in drei verschiedenen Modellen erfassen: exklusiv (wir sind im Besitz der Wahrheit, die anderen irren), inklusiv (es gibt eine mehr oder weniger grosse Nähe zur eigenen gefundenen Wahrheit; das römisch - katholische Modell: erst die eigene Konfession, dann die anderen Konfessionen mit feinen Unterschieden, danach die anderen monotheistischen Religionen und dann lange nichts, dann die anderen Religionen) oder das pluralistische Modell, in dem sich zumindest die grossen Weltreligionen als gleichwertig anerkennen. Das ist zu prüfen am christlichen Zeugnis, das Heil allein in Christus zu finden. Durch genaue Betrachtung der entsprechenden biblischen Stellen gelingt, es ihm, herauszuarbeiten, dass der exklusive Anspruch Jesu sich nicht auf die Herrschaft bezieht, sondern auf »den Weg der grenzenlosen Liebe und Hingabe.« Somit wird sowohl ein Zusammenleben in der christlichen Ökumene möglich, als auch eine missionarische Grundhaltung der eigenen Religion, die sehr wohl auf

Zwang und subtilen Druck verzichten kann, weil sie auf die Ausstrahlung des eigenen Glaubens vertraut.

Im von ihm so genannten »Herzstück des ganzen Buches« hört er konzentriert auf die Stimme der Freiheit als die Grundmelodie der biblischen Tradition. Die zentrale Befreiungs - Erfahrung des Volkes Israel in Ägypten hat in der Geschichte immer wieder ihre Wirkungen gezeigt. Es geht dabei nicht nur um eine »Freiheit von..« des um sich selbst kreisenden Individuums, sondern um die göttliche Macht ausserhalb des Menschen, die befreiend auf ihn einwirkt und die dauernde Beziehung zu ihm. So versteht er Glauben nicht als ein Für - Wahr - Halten von Formeln und Texten, sondern als einen Akt des Vertrauens: Glauben heisst, der von Gott gewährten Gnade des Lebens trauen.

Dass dies im Leben nicht immer problemlos ist, weiß der Seelsorger und Prediger und so geht er auch dem Erleben der dunklen Seite Gottes nicht aus dem Weg und fragt nach der Ursache des Unheils. Das Bedenken schrecklicher Gewalt im Namen Gottes (oder auch Allahs) hat hier seinen Platz wie die Frage nach der ewigen Verdammnis. In diesem Zusammenhang sichtet und bewertet er auch spiritistische Berichte und Erfahrungen mit Nahtod - Erlebnissen.

Meiner Meinung nach hat das Buch aber seinen Höhepunkt im letzten Kapitel, in dem er dem »einen und dreifaltigen Gott« nachspürt. Er zeigt, dass diese Rede von Gott im Glaubensbekenntnis trotz aller historischen Distanz zur Sprache der Entstehungszeit nach wie vor aktuell ist, wenn sie in den Horizont des biblischen Freiheitsimpulses gestellt wird. Selten in langen Jahren als Zuhörer in Religionsunterricht, theologischen Vorträgen und Predigten habe ich die innere Wahrheit dieses Bildes so klar und verständlich gefunden wie auf diesen Seiten, die mit einem Lobpreis das ganze Buch abschliessen.

Gerhard Wendler, Roth

Uwe Saegner, Papa, wo bist Du? Ein Kinderbuch zu Tod und Trauer für Kinder, der hospiz verlag, 2005, ISBN 3 - 9 810 020 - 4 -0

Auch TheologInnen können von Kinderfragen nach dem Tod ziemlich auf dem falschen Fuß erwischt werden. Vor allem, wenn er, sie nicht rechtzeitig merkt, wie die erwachsenen Umschreibungen von Kindern missverstanden, wörtlich genommen werden: »er ist von

uns gegangen«, sagt die Mutter in diesem Kinderbuch – das Kind begibt sich auf die Suche nach dem verlorenen Vater, wartet auf seine Rückkehr. Erst, als er aussprechen kann, was ihn bewegt, bekommt er eine Antwort, die ihm weiterhilft. Diese Antwort ist sicher nicht »christlich« – sie kann anleiten, christlichere Antworten zu suchen. Da werden dann freilich Antworten zu geben sein, um die wir uns mit unseren erwachsenen Formulierungen drücken: Wo sind, die gestorben sind? Wie sind sie und sind sie uns nahe? Das Bilderbuch leitet zu solchen Gesprächen an. Die Bilder finde ich sprechend, wenn auch(mich) nicht ansprechend. Für Kindergarten und Elternabend empfehlenswert – mit einem Gespräch zum Thema!

Martin Ost

Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, herausgegeben von Christian Gremmels, Eberhard Bethge und Renate Bethge in Zusammenarbeit mit Ilse Tödt, Chr. Kaiser/ Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1998 (= Dietrich Bonhoeffer Werke, Band 8), ISBN 3-579-01878-7

Im eben vergangenen Bonhoeffer-Gedenkjahr vom 9. April 2005 (60. Todestag) bis 4. Februar 2006 (100. Geburtstag) ist eine Fülle neuer Bücher erschienen – interessante, aber auch entbehrliche. Bringen sie uns Dietrich Bonhoeffer wirklich näher, der seinen Zeitgenossen auch noch nach dem Krieg weit voraus und daher fremd geblieben war, der aber nun unter uns Nachgeborenen zu einem »evangelischen Heiligen« ausgerufen worden ist? (Der bayerische Landesbischof hat dagegen mit Recht und durchaus selbstkritisch vor einer unehrlichen und oberflächlichen Vereinnahmung Bonhoeffers gewarnt.)

Den unmittelbarsten Zugang zum Denken und zur Persönlichkeit Bonhoeffers bekommt man wohl über seine Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Eberhard Bethge (+ 2000), der vertraute Mitarbeiter und spätere Biograph, hat sie unter dem Titel »Widerstand und Ergebung« erstmals im Jahr 1951 herausgegeben. Die Sammlung dieser Gefängnisbriefe wurde zu einem Klassiker christlicher Literatur mit wahrhaft ökumenischer Ausstrahlung. Wer mit Ernst evangelische Theologie betreibt, kommt an ihnen nicht mehr vorbei.

Angesichts der vielen verbreiteten Ausgaben wurde in der Öffentlichkeit kaum

Zur Diskussion

Ruhestandwohnsitz

Lieber Herr Weber,
Es ist schon ein halbes Jahr her, daß ich Sie darauf ansprach: ich meine, man müßte mal das Thema des Ruhestandwohnsitzes für Pfarrer klären. Es scheint so, daß immer mehr Pfarrer und Pfarrerinnen ihren Ruhestandwohnsitz im Bereich oder in der letzten Dienstgemeinde wählen. Die Erfahrungen damit sind offenbar eher schlecht. Vor allem junge Pfarrer und Pfarrerinnen, die im Dienst nachfolgen, haben es oft schwer mit dem Vorgänger, auch wenn dieser besten Willens ist. Zum einen besteht die Gefahr, daß der Nachfolger »mit der Schere im Kopf« arbeitet. Außerdem haben Gemeindeglieder die verständliche Neigung, sich bei geistlichen Anliegen an den ihnen gut bekannten Ruheständler zu wenden. Im Einzelfall wäre das nicht so schlimm. Gerade bei Tau-

fen und Trauungen ist es aber so, daß der neue Amtsträger diese Kasualien braucht, um mit den jüngeren Gemeindegliedern, die in der Regel keine starken Kirchgänger sind, in Kontakt zu kommen. Meine eigene Erfahrungen sind so, daß der Ruheständler am Ort dieses Problem meistens nicht begreifen kann. Mir sind Fälle bekannt, in denen der Verbleib des Vorgängers in der Gemeinde Interessenten für die Pfarrstelle von einer Bewerbung abgehalten haben.

Selbst habe ich eher negative Erfahrungen mit der Sache – daher mein Anliegen. Auch mein Vater blieb in der Gemeinde, in der er zuvor 27 Jahre lang Dienst tat. Obwohl er inzwischen seinen Platz gefunden hat, waren die ersten Jahre aus meiner Sicht erwartungsgemäß kritisch.

Mir ist klar, daß man in diesen Dingen keine gesetzliche Regelungen haben kann. Es ist auch offensichtlich, daß es gute Beispiele des Miteinanders von Vorgänger und Nachfolger gibt. Die scheinen mir aber selten zu sein. Deshalb wäre es gut, würde im Kreis der Kollegen und Kolleginnen ein Problembewußtsein entstehen. Man könnte vorher wissen, daß die letzte Pfarrstelle, die man bearbeitet, nicht die letzte Heimat sein kann. Dagegen freue ich mich über das Miteinander mit Eremiten, die von anderswoher in unser Dekanat kamen.

Ich weiß selbst nicht genau, wie man dieses Thema so ansprechen kann, daß eine fruchtbare Diskussion entsteht. Vielleicht haben Sie aus Ihrer Erfahrung als Vorsitzender unseres Vereines heraus einen Ansatz.

Mit freundlichem Gruß

Lorenz von Campenhausen, Pfarrer,
Neustadt am Kulm

wahrgenommen, dass »Widerstand und Ergebung« im Rahmen der insgesamt 16-bändigen Edition der »Dietrich Bonhoeffer Werke« neu bearbeitet wurde. Dieser bereits im Jahr 1998 erschienene Band übertrifft alle anderen Ausgaben – was sich leider auch im Preis von 99 Euro zeigt. Das ist der einzige Wermutstropfen eines sonst bewegenden Lese-Erlebnisses!

Die Vorzüge gegenüber den anderen Ausgaben bestehen darin, dass nun alle Briefe vollständig, also ohne jede Auslassung abgedruckt sind, was bisher, wo es zu sehr ins Private oder vermeintlich Unwichtige ging, der Fall war. Alle Tex-

Gesucht:

Walter Höchstädter,
Durch den Strudel der Zeiten
geführt

Selbstverlag, Bubenreuth 1983

Wer kann abgeben?

Angebote an:

Wilhelm Bogner

Dekan i.R.

Fenzelstr. 2

90 768 Fürth

Tel.: 09 11 - 72 24 47

te sind mit den notwendigsten Hinweisen und Erläuterungen versehen, ohne dass die Leserfreundlichkeit darunter litte. Ihren einzigartigen Wert erhält die Ausgabe aber durch die Wiedergabe nicht nur der Schriften Bonhoeffers, sondern auch der Briefe seiner Gesprächspartner, vor allem Eberhard Bethges und dann der Angehörigen: der Eltern, Geschwister und Schwäger, die für ihn die Verbindung zum Leben und zur »Welt« darstellten. (Bonhoeffers Brautbriefe mit Maria von Wedemeyer sind in einem separaten Band seit 1992 veröffentlicht.)

Wenn damit erstmals die Gefängnisbriefe in ihrem historischen Zusammenhang geboten werden, so rückt dies auch den »Heiligen« Bonhoeffer in das rechte Licht: Er war eben nicht ein von der Welt abgeschnittener, asketischer, einsam ringender Gottsucher, vielmehr ein tief in seiner Familie und damit in der »Diesseitigkeit« verankerter Theologe und »Zeitgenosse.« Hoffnungen,

Enttäuschungen, Zweifel, Zuversicht, Sehnsucht nach Nähe, Heimweh, Schmerzen – nichts ist ihm fremd, für nichts muss er sich erklären. Gerade in der bewusst bejahten Diesseitigkeit des Lebens versuchte er dem Glauben an Jesus Christus gemäß zu handeln, zu leiden und Verantwortung zu übernehmen für seine Mitmenschen – und für Gott vor der »mündig« gewordenen, Gott nicht mehr als Autorität anerkennenden »Welt.« Nicht die Flucht aus der Welt und ihre Verachtung, sondern die Hochschätzung von Humanität, Rationalität und Kultur und die Bereitschaft zur Selbst-Hingabe bilden das Zentrum dieser Theologie. Zusammen mit der auch durch neueste Darstellungen nicht überholten Biographie Bethges ermöglicht dieser Band eine authentische und faszinierende Annäherung an den evangelischen, ja ökumenischen Glaubenszeugen Dietrich Bonhoeffer.

Wolfgang Huber, Pfarrer,
Markt Bibart

Liebe Leserin, lieber Leser!

In dieser Nummer gibt es gar kein »Freud und Leid«: zum ersten Mal seit dem Streit mit dem Datenschutz im Blick auf diese Rubrik. Aber was ich nicht weiß, kann ich nicht und was ich nicht über die Geschäftsstelle erfahren, darf ich nicht melden. Sicherlich gibt es Freud und Leid in den Pfarrhäusern (...angemieteten Dienst-, Privat- und sonstigen Pfarrwohnungen...) – aber man hält es nicht für nötig, dies auch im **KORRESPONDENZBLATT** zu veröffentlichen. Die Familie weiß Bescheid, Freundinnen und Freunde werden direkt informiert und andere interessiert es nicht oder hat es nicht zu interessieren (?), wahrscheinlich hat man sie schlicht vergessen.

Darin spiegelt sich ein Wandel im Selbstverständnis der PfarrInnenenschaft: Man ist PfarrerIn, wie andere Landwirte, Angestellte oder Arbeiter sind. Eine Gemeinschaft, die durch den gemeinsamen Beruf gebildet ist, empfindet man nicht mehr.

Paradoxerweise ist ausgerechnet in diesen Zeiten wieder mehr von der »Gemeinschaft der Ordinierten« die Rede. Als ob uns doch etwas verloren gegangen sein könnte... Man redet ja gerne über Dinge, die man nicht (mehr) hat (warum wird nur ständig von »Karriereplanung« und »Mitarbeiterführung« gesprochen?!).

Bin ich mit KollegInnen zusammen, genieße ich es, Menschen zu finden, denen ich nicht lange erklären muss, was mich beschäftigt, freut oder ärgert. Und darf über »Kirche« reden und muß damit nicht meine Kinder beim Mittagessen plagen... Da scheint etwas auf von jener Gemeinschaft, die über die individuellen Unterschiede vielleicht doch besteht. Wohl auch etwas vom Empfinden, dass wir alle manchmal erbärmlich allein sind, ja, es auch immer wieder nicht anders wollen und dann doch darunter leiden. Selbst noch das (beliebte) gemeinsame Seufzen oder die Klagen über »die in München« schließt zusammen und tröstet in gewisser Weise. Freud und Leid teilen, kann gut tun – auch unter KollegInnen. Gerade in Zeiten, in denen vieles im Umbruch ist. Die Art, wie das Impulspapier des Rates der EKD den Pfarrberuf betont, ist sicher eine Verengung. Dennoch zeigt sich auch so, wie wichtig für evangelische Kirche gerade dieser Beruf ist. Den kollegialen Austausch kann keine Fortbildung ersetzen – deswegen sind die Pausen bei Fortbildungen so wichtig. Laßt uns wieder mehr solchen Austausch betreiben, ich denke, es tut uns allen gut und ist nicht nur Neugier! Und vielleicht denken Sie wieder an »Freud und Leid«?

Ihr Martin Ost

Ankündigungen

ebz - München

Intensiv-Workshops für Pfarrerrinnen und Pfarrer

■ Rädchen im Getriebe oder treibendes Rad?

Prozesse lösungsorientiert steuern - mentale Modelle im Berufsalltag.

17.1.06, 9.00 - 17.30 Uhr

Ort: Evang. Beratungszentrum München
PfarrerInnen fördern, begleiten und lenken vielfältige Kommunikationsprozesse. Doch manches Projekt oder Gespräch kommt ins Stokken, entgleitet und wird zum Problem. Der Workshop bietet Ihnen Anregungen, Prozesse lösungsorientiert statt problemfixiert zu steuern und damit Kommunikation zu erleichtern.
Kosten: 60.- Euro

■ Zwischen Rolle und Person - neue Wege des Selbstmanagements.

13./12.02.06, 14.00 - 18.00 + 9.00 - 17.30 Uhr

Ort: Evang. Beratungszentrum München
Wie wohl in keinem anderen Beruf fallen bei PfarrerInnen Rolle und Person immer wieder zusammen. Leicht verliert man den Kontakt zu sich selbst aber auch zu anderen. Der Workshop bietet Ihnen Unterstützung, im ständigen Gefordertsein nicht überfordert zu werden.
Kosten 80.- Euro

■ Spielräume in Organisationen entdecken - Veränderungen nutzen und gestalten

20./21.3.06, 14.00 - 18.00 + 9.30 - 17.30 Uhr

Ort: Evang. Beratungszentrum München
Es ändert sich viel in der kirchlichen Landschaft. Wer die Umbauprozesse nicht nur erleiden, sondern mitgestalten will, braucht neben allem Organisationsverständnis auch Phantasie und Kreativität. Dann werden aus Leerräumen Spielräume.
Kosten: 80.- Euro

Kursleitung: Dr. Bernhard Banikol-Oettler, Andreas Herrmann,
Anmeldeschluss jeweils eine Woche vor dem Workshop. Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt. Jeder Workshop kann auch einzeln gebucht werden. Kosten für alle 3 Veranstaltungen 200,- Euro

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

Bauerntag

■ **Zukunftsperspektiven der landwirtschaftlichen Sozialversicherung**
25.01.07, 9.30 – 13.00 Uhr

■ **Seminar »Perlen des Glaubens«**
2.2.07, 18.00 Uhr – 4.2.07, 13.30 Uhr

Landfrauentag

■ **Depression – Leiden am sinnlosen Leben**
8.2.07, 9.30 – 16.00 Uhr

■ **Seminar »Mein Haus bereiten«**
9.02.07, 18.00 Uhr – 11.2.07, 13.30 Uhr

Abendreihe

■ **Zeitmanagement für Frauen**
27.2.07, 19.30 – 22.30 Uhr

■ **Die alte Kunst der Polimentvergoldung**
2.3.07, 18.00 Uhr – 4.3.07, 13.30 Uhr

Das Vergolden ist eine kunsthandwerkliche Arbeit mit jahrtausendealter Tradition. Die Polimentvergoldung ist eine Art des Vergoldens, die bis in unsere Zeit in traditioneller Technik durchgeführt wird. In diesem Seminar lernen die Teilnehmenden den klassischen Aufbau, von der Untergrundvorbereitung bis zur Vergoldung, kennen. Dafür werden unterschiedliche Objekte zur Verfügung gestellt, z.B. kleine Bilderrahmen oder Engelsköpfe, die die Teilnehmenden mit Blattgold vergolden können. Begleitend dazu erhalten alle einen Überblick über Historie, Methoden und die unterschiedlichen Techniken des Vergoldens. Vorkenntnisse sind nicht erforderlich.

Referentin: Evelyn Bendel, Kirchenmalerin
Verantwortlich: Pfr. Dr. Marcus Döbert
Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 80,00 Euro; DZ: 71,00 Euro; o.Ü: 42,00 Euro Seminargebühr: 98,00 Euro (zzgl. Materialkosten von ca. 25,- Euro)

Seniorensternfahrt

■ **Alt sein in Würde und Selbstbestimmung**
8.3.07, 14.00–17.00 Uhr

Als ein ZDF-Fernsehteam einen Bericht über »seine« Einrichtung drehte, trug sich die Reporterin anschließend selbst in die Warteliste für einen Heimplatz dort ein. Heiner Dehner, im Hauptberuf Psychatriekordinator der Stadt Nürnberg, gründete in seiner Freizeit gemeinsam mit dem örtlichen Verein für ambulante Sozialdienste eine Wohngruppe für Demenzerkrankte im fränkischen Obersteinbach. In einem

warmherzigen und humorvollen Vortrag berichtet er vom Alltag seiner »Senioren-WG«. Er belegt eindrucksvoll, dass hohes Alter und Demenz im richtigen Umfeld und in richtiger Begleitung nicht stumpfes Dahinvegetieren bedeuten müssen, sondern dass es selbst unter diesen Umständen jede Menge Gelegenheit zum Lachen und Feiern gibt. Sein Beispiel möchte außerdem als Modell für weitere Projekte für selbstbestimmtes Leben im Alter dienen.

Referent: Heiner Dehner, Obersteinbach
Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert
Kosten (inkl. Kaffee und Kuchen): 8,00 Euro

■ FastenTanzMeditation

11.3.07, 18.00 Uhr – 16.3.07, 13.30 Uhr

Die Woche möchte alle ansprechen, die die Zeit des Loslassens nutzen wollen, um in der Stille in sich hineinzulassen und die eigene Quelle zu finden, aus der heraus sie neu leben lernen können.

Die Teilnehmenden erleben dabei gemeinsam die reinigende Wirkung des Fastens, die belebende Kraft des Tanzes und das Heilende des »meditativen Seins« in allem, was wir tun. So liegt der Schwerpunkt nicht auf Fitwerden, Power und viel Abnehmen, sondern auf Innehalten, seinem Körper Ruhe und Entschlackung gönnen und neue Einsichten finden. Gefastet wird nach Dr. Buchinger (Gemüsebrühe, Säfte, Wasser, Tee). Das Seminar endet mit dem Fastenbrechen.

Viele Tänze, aber auch gemeinsame Wanderungen stehen auf dem Programm. Natürlich gibt es genug Zeit für Austausch und Ruhe, um mit sich allein zu sein.

Kursleiterinnen: Elisabeth Kühnel, Christine Anijs-Rupprecht

Verantwortlich: Pfr. Bernd Reuther
Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 185,00 Euro; DZ: 162,00 Euro + Seminargebühr: 150,00 Euro

Impulstag Seniorenarbeit

■ **Psychomotorik – Bewegung, die Körper und Geist trainiert**

17.3.07, 9.00 – 16.00 Uhr

Ausreichende Bewegung ist auch im Alter lebensnotwendig, weil sie die Selbständigkeit sichert. Bewegung gilt generell als Stimulans, das die Wahrnehmung und das Denken fördert. Psychomotorik verbindet motorisches Training mit psychischen Erleben und Verhalten. Sie fördert dadurch Entspannung und Wohlbefinden. Psychomotorische Übungen können in den Seniorengruppen gezielt eingesetzt werden.

Leitung: Erika Eischer
Preis bitte erfragen. Die Kosten werden oft von den Dekanaten übernommen, wenn eine rechtzeitige vorherige Rücksprache dort erfolgt.

Grundkurs Glaube 2

■ **Heiße Eisen. Schwierige und provozierende Texte in der Bibel lesen und verstehen**

23.3.07, 18.00 Uhr – 25.3.07, 13.30 Uhr

Es gibt Verse und Abschnitte in der Bibel, an denen man sich stößt, »heiße Eisen«, an denen man sich die Finger verbrennt. Das kann etwa der 137. Psalm sein mit seinem letzten Vers: »Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert.« Die Veranstalter fragen: »Wie gehen wir mit solchen Stellen um? Lassen wir sie weg und überlesen wir sie?« An

diesem Wochenende werden sich die Teilnehmenden mit solchen sperrigen Texten beschäftigen und gemeinsam versuchen, sie zumindest zu verstehen.

Leitung: Dr. Werner Göllner, Bernd Reuther
Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 80,00 Euro; DZ: 71,00 Euro; o.Ü: 42,00 Euro + Seminargebühr: 45,00 Euro

■ Orthodoxe Liturgie kennen lernen und feiern

Ort: Kloster Niederalteich

30.3.07, 18.15 Uhr – 1.4.07, 13.30 Uhr

Im Benediktinerkloster Niederalteich feiern einige Mönche sowohl die Stundengebete als auch die Liturgie in der Tradition der orthodoxen Kirche. Alle liturgischen Stücke sind ins Deutsche übersetzt, so dass sich hier die Gelegenheit bietet, die Liturgie wirklich kennen zu lernen.

An diesem Wochenende feiern die Teilnehmenden alle Stundengebete und zweimal die Liturgie in der Nikolauskapelle des Klosters. Ein Vortrag zur orthodoxen Theologie und eine Einführung in die Liturgie runden das Programm ab. Auch für einen Spaziergang an der Donau ist Zeit.

Leitung: Bernd Reuther

Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 115,00 Euro; DZ: 110,00 Euro inkl. Seminargebühr

■ MännerAuszeit

30.3.07, 18.00 Uhr – 1.4.07, 13.00 Uhr

Ohne schlechtes Gewissen die Beine hochlegen, eine Runde Kegeln gehen, Schwimmen, Saunieren, am Abend ein Bierchen trinken, eine Partie Schafkopf spielen, über Gott und die Welt, Sinn oder Unsinn des Lebens philosophieren, den Alltagsstress vergessen, gutes Essen genießen, Gleichgesinnte treffen... oder doch lieber eine lange Wanderung, ein Nachmittag in der Bibliothek, ein ernsthaftes Gespräch? Gottes Geist braucht Raum zum Wirken. An diesem Wochenende soll es darum gehen, bewusst Freiräume zu schaffen, für die der Alltag sonst keinen Platz und keine Zeit lässt. Angebote für Themengespräche und die Möglichkeit, bei entsprechender Interessenlage auch selbst ein spannendes Thema einzubringen, sind ebenfalls vorgesehen.

Leitung: Dr. Marcus Döbert

Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 80,00 Euro; DZ: 71,00 Euro; o.Ü: 42,00 Euro Seminargebühr: 60,00 Euro

■ »Wenn der Pfarrer tanzt ...«

Sitztanzseminar für LeiterInnen von Seniorengruppen. Thema: »Aus dem Vollen schöpfen«

30.3.07, 18.00 Uhr – 1.4.07, 13.30 Uhr

Am Beispielthema »Aus dem Vollen schöpfen - Wasser ist Leben« werden Sitztänze als moderne Form einer kirchlichen Seniorenarbeit am Puls der Zeit vorgestellt. Die Teilnehmenden erleben die Lebensfreude, die durch Bewegung zur Musik bei alten Menschen geweckt wird. Weiter lernen sie Bausteine aus der Arbeit mit Rhythmusinstrumenten (sog. Percussion) und der Aktivierung mentaler Fitness (Gedächtnistraining) für Seniorengruppen kennen. In einem Werkstattgottesdienst am Sonntagmorgen werden Möglichkeiten neuer Andachtsformen anhand des Wasserthemas erprobt.

Auch als Einführung in Sitztanz für Mitarbeiterinnen in Alten- und Pflegeheimen geeignet.
Referent/in: Eugen Ritter, Angelika Reimer

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Verantwortlich: Dr. Christine Marx
Kosten: UK u. Verpflg.: EZ: 80,00 Euro; DZ: 71,00 Euro; o.Ü: 42,00 Euro + Seminargebühr: 60,00 Euro
Kontakt: Evang. Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen, Tel.: 0 98 54 - 10-0, Fax: 0 98 54 - 10-50, E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Studienzentrum Josefstal

■ Von der Urgemeinde zur Kirche für heute - Theologie-Aufbauprogramm IV

eLearning - Seminar
12.03.-27.04.2007

Wer in der Kirche arbeitet, hat 2000 Jahre Geschichte im Kreuz, eine faszinierende Welt voller Hoffnungen, Irrwegen und Aufbrüchen, verbunden mit der Erinnerung an nötige Reformationen, oft durch Einzelne. Im Seminar setzen wir uns mit dem Selbstverständnis von Kirche auseinander. Wir beschäftigen uns dazu mit ausgewählten Passagen der Kirchengeschichte incl. der Geschichte evangelischer Jugendarbeit und verbinden sie mit aktuellen Herausforderungen, die für die Kirche, vor dem Hintergrund ihrer geschichtlichen Entwicklungen beleuchtet werden z.B. Kirche als vieldeutiger Begriff/ Ämter und Dienste/ Zusammenarbeit verschiedener Berufsgruppen/ Kirche für heute und morgen.

Ziel ist neben dem Erwerb von Wissen, Mut zu machen zum eigenen Standpunkt innerhalb einer Kirche für Menschen von heute.

Das Aufbauprogramm Theologie wendet sich – im Umfang von vier einzelnen Kurswochen – an professionelle MitarbeiterInnen in allen kirchlichen Handlungsfeldern und eröffnet die Möglichkeit zur Reflexion der eigenen Berufspraxis schwerpunktmäßig unter theologischen Aspekten.

Die Seminare können einzeln belegt werden. Zur Teilnahme an diesem eLearning-Seminar erhalten Sie per Post, nach verbindlicher An-

meldung, Ihre persönlichen Zugangsdaten zu den Online-Kursräumen unter www.josefstal.net/theologie. Sie brauchen zur aktiven Teilnahme lediglich einen PC mit Internetzugang und eine eMail-Adresse.

Im Seminarverlauf lernen Sie die anderen Teilnehmenden kennen, finden ausführliches Seminar material und Vorschläge der SeminarleiterInnen zur Arbeit. Wie in Präsenz-Seminaren besteht die gemeinsame Arbeit der Teilnehmenden aus der Auseinandersetzung mit Themen, Positionen und Texten.

Ebenso gibt es einen verbindlichen Zeitplan (Osterferien werden berücksichtigt). Aufgaben müssen bis zu einem vereinbarten Termin erledigt sein, etwa das Verfassen eines Kommentars zu einem Text. Wann Sie das machen, steht Ihnen frei. An einigen wenigen Terminen treffen sich alle Teilnehmenden gleichzeitig im Chat.

Sie sollten sich die nötige Zeit für rund 35-40 Arbeitsstunden verbindlich reservieren; denn auch virtuelle Seminare brauchen Zeit. Ebenso brauchen Sie einen Platz, an dem Sie ungestört arbeiten und mit anderen am PC kommunizieren können.

Leitung: Rainer Brandt, Pfarrer, Studienleiter, Josefstal, Prof.Dr. Karl Foitzik, Pfarrer, Dipl.-Pädagoge, Neuendettelsau

Kosten: 249,00 EUR

Anmeldung: an das Studienzentrum Josefstal per eMail studienzentrum@josefstal.de, Info-Telefon: 0 80 26 - 97 56- 24

■ Bibliolog-Grundkurs

für ehrenamtlich Mitarbeitende in der Kinder-, Jugend-, Konfirmanden- und Kindergottesdienstarbeit

... weil jede/r etwas zu sagen hat

27.04. – 29.04.2007 in Höchst/Odw. (Teil 1) und 29.06. – 01.07.2007 in Höchst/Odw. (Teil 2)

in Kooperation mit dem Zentrum Bildung der EKHN, Fachbereich Kinder- und Jugendarbeit
Wie wird die Bibel lebendig?

Wie lässt sich das Buch der Bücher – gemeinsam – entdecken, verstehen, auslegen? Ein kreativer, erlebnisbezogener Umgang mit der

Letzte Meldung

»Ich wünsche Ihnen...die Zuversicht ...aus dem Lukasevangelium: Christus spricht: »Ich habe Dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.«

aus: *Dekanatsrundschriften*

Bibel wird ersehnt, aber mit realistischem Zeit aufwand.

Der jüdische Nordamerikaner Peter Pitzele hat dazu aus der Auslegungstradition des »Midrasch« eine Arbeitsweise entwickelt. Jede/r kann sich in die Gestalten der Geschichten hineinversetzen und sich aus dieser Rolle heraus äußern. Die Zwischenräume (=das weiße Feuer) zwischen den Buchstaben (= schwarzes Feuer) beginnen zu sprechen – ein Bibliolog entsteht.

Diese Methode ermuntert zum Dialog zwischen biblischer Geschichte und Lebensgeschichte. Die Form hat Ähnlichkeit mit dem Bibliodrama, ist aber strukturierter und leitungszentrierter, da die Leitung die Aussagen aufnimmt und weiterführt. Diese Fähigkeiten werden im Kurs geübt. Bibliolog ist unkompliziert im Kindergottesdienst, in der Teamvorbereitung, im KonfirmandInnenunterricht usw. einsetzbar.

Der Bibliolog-Grundkurs besteht aus zwei Wochenenden, die nur zusammen buchbar sind.

Leitung: Rainer Brandt, Sabine Fröhlich, Dr. Heike Radeck

Kosten für beide Wochenenden: EUR 122,- incl. Vollpension im EZ, EUR 98,- incl. Vollpension im DZ

Anmeldung: an das Studienzentrum Josefstal per eMail studienzentrum@josefstal.de Info-Telefon: 0 80 26 - 97 56- 24

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt »Ferienwohnungen für Mitarbeitende der ELKB« bei.

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den

Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de